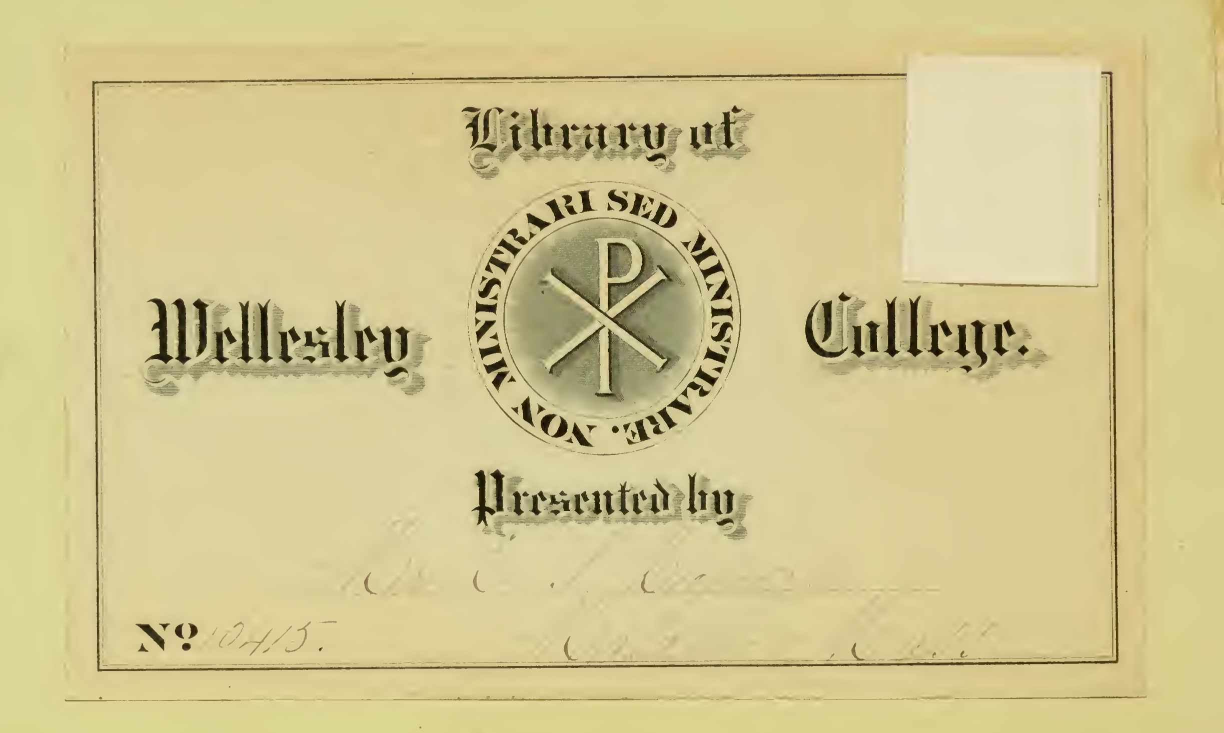



Library of
Wellesley College.
NON MINISTRARI SED MINISTRARE.
Presented by
No. 10415.



von

Fanny Lewald.

Dritter Band.

Graf Joachim.

Berlin, 1859.

Verlag von Otto Janke.

Graf Joachim.

Von

Fanny Lewald.

Berlin, 1859.

Verlag von Otto Janke.



Erstes Kapitel.

In den ersten Tagen dieses Jahrhunderts fand in dem Hause meines Onkels ein glänzender Ball statt. Mein Onkel war ein gefeierter Arzt, hatte eine geistreiche Frau, ein sehr bedeutendes Vermögen, zwei schöne Töchter, und eine Praxis, welche den Hof, die ersten Familien des Adels, und überhaupt die vornehme Welt Berlins umfaßte. Es war also nur natürlich, daß sich auch die beste Gesellschaft in seinem Hause versammelte, und eben so natürlich, daß er das Verlangen hegte, die erreichten Vortheile auf einen ihm werthen und angehörigen Erben zu übertragen. Söhne hatte er nicht, seine älteste Tochter war mit einem jungen Rathe aus dem Ministerium verlobt, und die zweite Tochter damals erst fünfzehnjährig. Ich war

der einzige Sohn seines einzigen früh verstorbenen Bruders, war ganz verwaist, denn ich hatte auch meine Mutter jung verloren, und mein Onkel hatte mich als seinen Sohn in seinem Hause, und unter seinen Augen erziehen lassen, bis ich zur Universität gegangen war.

Welchen Beruf ich wählen sollte, davon hatte man niemals mit mir gesprochen. Ich hatte als Kind den Doktor gespielt, hatte später sehr verunglückte Heilversuche an verschiedenen Hausthieren gemacht, und man hatte es von je her als selbstverständlich angesehen, daß ich, dem Onkel folgend, Mediciner werden, und einst sein Nachfolger in seiner Praxis sein würde. Ich selbst hatte es auch nie anders im Sinne gehabt, meine Neigung und mein Vortheil trafen auf das Glücklichste zusammen, und nachdem ich meine Studien beendet, meine Prüfungen überstanden hatte, war ich den Herbst hindurch in Berlin im Hause meines Onkels geblieben, weil es noch nicht entschieden war, wo ich mich für die erste Ausübung meiner Kunst niederlassen sollte.

Alle meine Bekannten hielten dafür, daß es das Gerathenste sei, in Berlin als Assistenz-Arzt meines Onkels meine Bildung für die Praxis fortzusetzen,

und meine Tante, welche mich gern um sich hatte, war der gleichen Meinung, ganz abgesehen davon, daß ich Lust hatte, in der damals sehr heiteren Residenz zu bleiben, und daß meine Cousine Lina mir recht wohl gefiel, seit ich sie im Herbste als erwachsenes Mädchen wieder gesehen hatte.

Mein Onkel aber hatte eine andere Ansicht. Es mochte etwa vier Wochen vor dem oben erwähnten Balle gewesen sein, als ich einmal gegen Abend von einem Gange nach Hause zurückkam, und der Diener mir sagte, der Herr Medizinalrath habe nach mir verlangt, und Befehl gegeben, mich zu ihm zu schicken, sobald ich komme.

Ich ging hinauf in meines Onkels Bibliothek- und Arbeitszimmer und fand ihn allein. Er saß vor seinem großen Schreibbüreau, und war offenbar mit dem Beantworten der schriftlichen Anfragen beschäftigt, welche von Leidenden aus den entferntesten Orten täglich an ihn gelangten, und die augenblicklich zu erledigen, er sich zur Pflicht gemacht hatte.

Als ich eintrat, legte er eben einen beendigten Brief zur Seite, und sagte: es ist gut, daß Du zeitig gekommen bist, denn ich muß in einer halben Stunde noch einmal ausfahren, und ich wollte eine

Sache mit Dir in das Reine bringen, die Dich betrifft. Ich bin der Meinung, daß Du fort sollst!

Ich war überrascht. Ich selber hatte noch gar keinen Entschluß über meine Zukunft gefaßt, und obschon ich keineswegs ohne Selbstständigkeit war, und mein Onkel auch nicht die Absicht hatte, mir diese anzutasten oder zu beschränken, wußte ich dennoch, daß ich fort gehen würde, wenn mein Onkel mir einen solchen Vorschlag in solcher Weise machte, denn er war der entschiedenste Mensch, den ich jemals gekannt habe. Schon sein Aeußeres drückte sein Wesen aus, und wie ich ihn an jenem Abende sich vor mir erheben, und vor mich hintreten sah, machten seine große mächtigte Gestalt, sein starker Kopf mit der Habichtsnase und mit den klaren grauen Augen, die einen merkwürdig durchdringenden Blick hatten, mir ein wirkliches Vergnügen.

Von früh bis spät fest und zum Ausgehen angekleidet, damit kein Hülfesuchender ihn länger als nöthig zu erwarten brauche, nahm er sich prächtig aus in seinen schwarzen Eskarpins von feinem Tuche, mit der schwarzen breitschößigen Weste, die er trotz der neueren Mode noch beibehalten hatte, weil er sie für wärmer und darum für gesünder hielt, und mit

dem schwarzen weiten Leibrock, der ihm fast das Ansehen eines katholischen Geistlichen gab. Seine schwarzseidenen Strümpfe saßen faltenlos auf den wohlgeformten Waden, die Schnallenschuhe glänzten von Sauberkeit, und selbst jetzt, wo er den Leibrock abgelegt hatte, und ein großer weiter Schlafrock von braungelbem Damast ihm umhüllte, erkannte man an seiner ganzen Haltung und Bewegung den vornehmen, selbstgewissen Mann.

Er mußte es aber, obgleich er davon gesprochen, bald wieder auszufahren, doch auf eine längere und behagliche Unterredung mit mir abgesehen haben, denn er zündete sich eine der Kalkpfeifen an, welche immer gestopft auf seinem Tische standen, und goß sich ein Kelchglas voll Bier ein, das ebenfalls in seinem Zimmer vorräthig sein mußte. Darauf nahm er das Glas und die Pfeife, setzte sich auf den Lehnstuhl nieder, auf dem er seine Consulationen abzumachen pflegte, es mir überlassend, mir einen Platz zu wählen, und fragte, indem er die ersten Züge aus der Pfeife that: was meinst Du zu meinem Vorschlag?

Sie haben mir noch keinen Vorschlag gemacht, lieber Onkel! wendete ich lächelnd ein.

Ich sagte Dir doch, daß Du fort sollst! wiederholte er.

Es kommt nur darauf an wohin, wendete ich ein.

Ja so! rief er. Lies einmal den Brief! Man schreibt mir da eben aus — er nannte den Namen einer märkischen Garnisonstadt — daß der alte Regimentsarzt Feldner dort gestorben ist. Nun ist zwar für diesen ein Nachfolger ernannt, der im Regiment seine Schuldigkeit wohl thun wird, aber der neue Ankömmling gefällt nicht in der Stadt, gefällt der Bürgerschaft und den verehrlichen Honoratioren nicht, und sie fragen mich an, ob ich ihnen nicht einen tüchtigen Arzt verschaffen könne, der bei einer nicht unbemittelten Bevölkerung von starken achttausend Seelen, sein gutes Auskommen, und auch mehr als dieses finden würde, da ein reicher Adel eine große und lohnende Praxis in der Umgegend sichert.

Ich las den Brief, er enthielt nicht viel mehr, als mein Onkel mir mitgetheilt hatte. Er stellte nur die Vorzüge des Orts, die Bildung der Einwohner, die Bedeutung einiger Beamtenkollegien, die schöne Gegend, die Nähe eines fürstlichen Schlosses, auf welchem einst ein naher Verwandter des Königshauses Hof gehalten, die Billigkeit der Wohnungen und der

Lebensmittel in dem Städtchen selbst, und alle jene Annehmlichkeiten dar, auf welche man großen Werth legt, wenn man gesonnen ist, einen solchen Vorschlag anzunehmen, und die uns äußerst geringfügig erscheinen, wenn wir geneigt sind, ihn abzulehnen. In diesem letzteren Falle befand ich mich aber ganz und gar. Der Gedanke, Berlin zu verlassen, das mir zusagende gesellige Leben, den Verkehr mit Gleichgesinnten und Freunden aufzugeben, reizte mich durchaus nicht, und wenn ich auch keinen eigentlichen Schmerz bei der Vorstellung empfand, mich von meiner hübschen Cousine zu trennen, so fuhr mir doch der Gedanke augenblicklich durch den Sinn, daß meine Entfernung sie betrüben werde, und gleichzeitig fragte ich mich, mit einem nicht wohlthuenden Gefühle, wer mich neben ihr ersetzen würde?

Das Alles zusammengenommen, brachte mich denn zu der offen ausgesprochenen Bemerkung, nach den Mittheilungen des betreffenden Magistrates scheine allerdings für einen Arzt mancherlei Aussicht in jener Stadt zu sein, ich wüßte nur nicht, ob es mir nicht vortheilhafter sein dürfte, meine Praxis unter seinem Schutze, unter seiner Anleitung, lieber gleich in der Hauptstadt selbst zu beginnen. Wenn er aber meine, und es gerathen finde —

Er ließ mich gar nicht zu Ende sprechen. Mache Dir mit Deinen Erklärungen keine Mühe, mein Junge! sagte er befehlend und doch lachend zugleich, Du gehst fort, und zwar sobald als möglich fort.

Diese herrische Weise beleidigte mich. Wenn Sie entschlossen waren, mir einen Befehl zu geben, bester Onkel! rief ich, so hätten Sie mich nicht um meine Meinung fragen dürfen.

Ereifre Dich nicht unnöthig, lieber Junge! und klage mich nicht unnöthig an! Ich war keineswegs entschlossen über das, was mit Dir werden sollte, als ich Dich kommen ließ; aber Deine erste Aeußerung hat mich zu der Ueberzeugung und zu dem Entschlusse gebracht, Dich von hier, Dich aus meiner Nähe fort=zuschaffen.

Onkel! rief ich bestürzt, wie kommen Sie darauf?

Er beachtete meinen Ausruf gar nicht. Du mußt fort, damit Du Dir die verdammten Konjunctive ab=gewöhnst! sagte er ernsthaft und doch in guter Laune. Mit: es scheint mir, mit: ich wüßte nicht, ich möchte allerdings, und wenn Sie es gerathen finden, mit solchen baumwollenen Redensarten ist nichts für einen Arzt zu machen. Hättest Du mir gesagt, ich will in Berlin bleiben, und ich denke gar nicht daran, fort=

zugehen, denn Du wirst nicht ewig leben, Herr Onkel! und ich bin entschlossen, Dein Nachfolger zu werden! so würde ich Dir geantwortet haben: Da hast Du Recht Junge! bleibe hier und versuche Dein Heil! Jetzt aber, wo Du noch nicht einmal begriffen hast, daß in unserem Stande, in unserem Berufe, der feste, keinen Widerstand ertragende, selbstbestimmte Charakter des Mannes, des Arztes wesentliches Hülfsmittel für den Erfolg seiner Kuren, und ein Hauptmittel für sein eigenes Gelingen ist, jetzt mußt Du auf jeden Fall für ein paar Jahre mich und meinen Kreis verlassen, um selbstständig zu werden, und um Dir wenigstens jenen Anschein selbstgewisser Unfehlbarkeit anzueignen, ohne welchen der Arzt so wenig etwas machen kann, als die Priester aller Religionen ohne ihren mystischen und mythischen Hokuspocus.

Er war aufgestanden, hatte sein Kelchglas geleert, schenkte sich ein zweites voll, und langsam rauchend, und in dem großen Zimmer auf- und niedergehend, während er den Schlafrock hinter sich über den linken Arm emporhob, weidete er sich offenbar sehr heiter an der ärgerlichen Verlegenheit, in welcher ich nicht wußte, wie ich seiner Aeußerung in gleicher Weise

schnell begegnen sollte. Endlich machte ich die Bemerkung, daß er Unrecht thue, von meiner Nachgiebigkeit gegen ihn, von meiner achtungsvollen Unterordnung unter seine Erfahrung, überhaupt auf eine zu weit gehende Fügsamkeit meiner Natur, auf eine Charakterschwäche in mir zu schließen.

Das fällt mir auch gar nicht ein! betheuerte mein Onkel. Ich weiß, daß Du ein Mann bist, der für sich selber steht, aber Du bist zu höflich, zu verbindlich in der Form. Du stellst Dich dadurch zu sehr den Menschen, denen Du helfen sollst, gleich, und sie glauben, nur Einer der mehr ist als sie, und der es sie fühlen läßt, daß er sich über sie stellt, könne ihnen helfen. Den Glauben, daß ihnen geholfen werde, den müssen sie aber vor allen Dingen haben, damit ihnen geholfen werden kann. Ihnen diesen Glauben beizubringen, das ist aber die erste Pflicht für den Arzt. —

Er hielt inne, ging ein paar Mal auf und nieder, ich hatte den Brief wieder zur Hand genommen, und las noch einmal die Verheißungen aus dem gelobten Lande, nach dem ich ausziehen sollte. Mein Onkel mußte während dessen sich innerlich mit demselben Gegenstande beschäftigt haben, denn er sagte mit einem Male: Die Hauptsache ist auch, ein kluger

Mensch macht seine Dummheiten gern im Stillen ab. Wer auf Schlittschuhen zu laufen lernen will, stellt sich nicht vor einem großen Publikum hin, damit man ihm zusieht, daß er ängstlich ist und Nichts kann. Wer halbfertige, unreife Bücher drucken läßt, ist ein Geck; und wer die Möglichkeit hat, seine ersten medizinischen Mißgriffe und Niederlagen in dem wohlthuenden Halbdunkel der Ferne zu verbergen, und benutzt diese Gelegenheit nicht, der ist ein Thor.

Er hatte das Alles halb scherzend gesagt, nun fügte er ernsthaft und höchst überraschend hinzu: Du mußt, da es sich grade so gut bietet, auch von der Lina fort. Das Mädchen ist fünfzehn Jahre, ist eben so zärtlich als unreif. Sie hat die Mathilde vor Augen, die fünf Jahre älter, ein fertiges, ausgebildetes Frauenzimmer, und in jedem Betracht für die Ehe reif ist. Die Kleine sieht das glückliche Brautpaar neben sich, und die Sache gefällt ihr. Du kommst ihr als ein guter Partner vor, und an und für sich würde ich gar nichts dagegen haben können, wenn sie Dir gefiele und Du sie nehmen wolltest. Indeß Du weißt, ein Brautstand, der länger als sechs, acht Wochen dauert, ist in meinen Augen eine krankmachende Unsittlichkeit. Man soll sich nicht unnöthig auf die Fol-

ter spannen, man soll sich nicht verloben, ehe man heirathen will, und zum Heirathen ist die Kleine noch nicht gemacht. Thu' mir also den Gefallen, lieber Junge! und gehe je eher je lieber fort! Die Tante bittet Dich auch darum.

Ich war wie aus den Wolken gefallen. Auf diese Wendung des Gespräches war ich nicht im Entferntesten vorbereitet gewesen. An eine wirkliche Liebe, an eine Leidenschaft meiner Cousine für mich, hatte ich nie gedacht, und doch mußte sie vorhanden, und zwar in einem Grade vorhanden sein, welcher dem Vater zu einer solchen Aeußerung und zu seinem an mich gestellten Verlangen ein unwiderlegliches Recht gab.

Für einen ehrenhaften jungen Mann ist die Entdeckung, eine solche Leidenschaft einzuflößen, wenn man sie nicht theilt, lange nicht so schmeichelhaft, als peinlich. Man sieht sich plötzlich mit Ansprüchen, mit einer Art von Verpflichtungen bedroht, die über sich zu nehmen man keinen Grund in sich fühlt; und meine Freiheit war mir noch so lieb, daß der Gedanke, ich könne sie aus irgend welchen Rücksichten meiner kleinen verliebten Cousine zum Opfer bringen müssen, mir die Entfernung aus ihrer Nähe nun selbst wün-

schenswerth erscheinen ließ. Ich erklärte mich also bereit, für ein paar Jahre meinen Aufenthalt außerhalb meiner Vaterstadt zu nehmen, um so mehr, als ich mir nicht verhehlen konnte, daß dies in Bezug auf meine künftige Laufbahn und auf meine selbstständige Entwicklung mir wirklich nur vortheilhaft sein konnte, und am folgenden Tage mußte ich auf den Wunsch meines Onkels, es der Cousine selber mittheilen, daß ich mich entschlossen hätte, mich auswärts zur Uebung meiner ärztlichen Praxis niederzulassen.

Sie wurde bleich, als ich es ihr erzählte, sah mich, als höre sie die Nachricht von einem schweren Unglück, mit Thränen in den schönen Augen an, und entfernte sich dann, als halte sie mich nicht für würdig, mich Zeuge ihres Schmerzes sein zu lassen, der mich wider meinen Willen rührte. An diesem ersten Tage wich sie mir geflissentlich aus, dann fing sie an mich zu suchen, ich fand sie auch oftmals schreibend, wenn ich in das Zimmer kam, das sie mit ihrer Mutter bewohnte, und einmal, als sie es verlassen hatte, und meine Neugier mich verleitete in ihr Tagebuch zu blicken, welches offen auf dem Schreibtisch lag, entdeckte ich, daß sie Verse machte. Sie waren „an Ihn" überschrieben, und sehr beweglich. Sie

klagten mich des schwärzesten Verrathes an, sprachen von einem vernichteten Leben, von nahem Tode, und befreiten mir mit ihrer Unreife das Herz, das doch allmälig angefangen hatte, sich um die schmachtenden Lippen und die bleichen Wangen des hübschen Kindes zärtliche Sorgen zu machen. Die furchtbaren Anklagen gegen mich, und die überspannten schlechten Verse rückten mir das ganze Verhältniß aber auf einen pathologischen Standpunkt. Die hysterische Schwärmerei der Kleinen behielt nur ein medizinisches Interesse für mich, und ich sah, von mancherlei Geschäften und Vorkehrungen für meine Abreise hingenommen, den Tag derselben mir mit völligem Gleichmuth näher rücken.

Für den letzten Abend, den ich für jetzt in Berlin zu verleben hatte, war der gedachte Ball veranstaltet worden. Ich fand auf demselben den ganzen Kreis meiner Freunde und Bekannten vereinigt, und der scherzenden Reden über meine Zukunft gab es von allen Arten. Nur meine Cousine theilte die allgemeine Heiterkeit nicht. Sie war ganz weiß gekleidet, trug einen Kranz von weißen Rosen im Haar, und eine Schnur weißer Perlen um den Hals. Der Anzug stand ihr vortrefflich, und phantasievoll wie sie

war, hatte sie eine kleine Miene angenommen, welche ihr bei ihrem schwarzen Haar und ihrer jugendlichen Blässe wirklich etwas Idealisches gab.

Der Wilhelm Meister beschäftigte damals grade die Geister und Herzen aller Gebildeten, und ein junger Freund von mir, der mit mir neben Lina stand, machte die Bemerkung, daß sie wie eine scheidende Mignon aussähe. Sie wurde sehr roth, sah mich mit langen und sehr ausdrucksvollen Blicken an, und sagte: So jung zu sterben wie Mignon, ist mir immer als ein großes Glück erschienen. Weshalb das? fragte mein Freund. Sie sah seufzend zu uns empor und sprach mit schmachtendem Tone: Jung zu sein, mit einem langen hoffnungslosen Lebenswege vor sich, ist ein schweres Schicksal, und selbst für ein starkes Herz zu viel!

Obschon man in jenen Tagen an ein gut Theil Ueberspannung, und an deren große aber ungefährliche Phrasen sehr gewöhnt war, fielen die Worte der Kleinen, mit denen sie schmachtend zu einer Ecossaise antrat, meinem Freunde dennoch auf, aber ich wußte, was sie zu bedeuten hatten, und sah eigentlich von dem Augenblicke ab, dem Abschiede mit einer heimlichen Angst entgegen.

Es war beschlossen worden, daß ich am andern Morgen mit dem Frühesten aufbrechen sollte, um auf halbem Wege, d. h. nach einer Fahrt von etwa zwölf Meilen mein erstes Nachtquartier zu halten, und am nächsten Tage, wenn auch spät, in meinem künftigen Wohnorte eintreffen zu können. Mein Wagen, der, leicht gebaut, mir zugleich für meine Landpraxis dienen sollte, stand gepackt im Hofe, der Diener, den ich mitnahm, hatte die Postpferde auf fünf Uhr Morgens bestellt, und es blieben mir nur noch ein paar Stunden bis zu meiner Abreise, als die Gäste den Ball verließen, und wir uns in der Familie allein befanden.

Meine Tante ließ noch in der Eile von dem Diener verschiedene Delikatessen zusammenpacken, welche sie mir als Wegzehrung mitzugeben wünschte, mein Onkel rieth, besonders den Flaschenkeller zu versorgen und den Korkzieher nicht zu vergessen, und es war zwei Uhr, als wir uns endlich gute Nacht, und damit auch für eine Weile Lebewohl sagen sollten.

Meine Tante, meine älteste Cousine umarmten mich herzlich, sie waren mir immer wie eine Mutter und wie eine Schwester gewesen, und es war natürlich, daß wir einander vermissen und entbehren mußten, da ich nun wieder einmal drei Monate lang mit

ihnen zusammen gewesen war. Mein Onkel war frisch und heiter wie immer. Die Hauptsache, sprach er, und das Hauptmittel für das Gelingen ist und bleibt, ein tüchtiger Kerl zu sein. Gelernt hast Du etwas Ordentliches, ein gutes Auge besitzest Du, thue also nach bestem Gewissen, im ausgedehntesten Maßstabe Deine Schuldigkeit, und laß Dir Nichts bieten von den Menschen. Sei ihr Diener bei Tag und Nacht, aber laß sie nie Deine Herren werden, und behandle Niemand besser als er es verdient. Den Verständigen sei ein berathender Freund, der sie selbst an ihrer Heilung zu Mitarbeitern macht, den Thoren ein unnahbarer Hoherpriester, den Wundergläubigen gegenüber bleibt Nichts übrig, als ein Charlatan zu sein, denn die Hauptsache ist, wie gesagt, daß ihnen geholfen werde. Im Uebrigen denke an Mephisto's Rath: Ihr seid noch ziemlich wohlgebaut, an Kühnheit wird's Euch auch nicht fehlen, und wenn Ihr Euch nur selbst vertraut, vertrauen Euch die andren Seelen!

Er lachte dazu, klopfte mir auf die Schulter, umarmte mich, sagte noch einmal: halte Dich tapfer! und ging darauf mit einem kurzen Adieu! hinaus. Die Tante und meine älteste Cousine folgten ihm, es schien mir, als hätten sie sich verabredet, die Kleine mit mir

allein zu lassen. Und wie ich die Ansichten meines Onkels kannte, mochte es wohl in seinem Plane liegen, daß Lina sich einmal mit irgend einem Ausbruch ihrer Leidenschaft das Herz befreite. Ich hatte also offenbar hier meine erste Kur zu machen, und es fiel mir plötzlich ein, daß mein Onkel mich mit seinem Göthe'schen Citate wohl an den Vers erinnern wollte, der jenen Worten Mephisto's zunächst folgte. Ich mußte unwillkürlich lächeln, als mir die gewichtige Lehre in den Sinn kam: Besonders lernt die Weiber führen; es ist ihr ewig Weh und Ach so tausendfach aus einem Punkte zu kuriren, und wenn Ihr halbweg ehrbar thut, dann habt Ihr sie all' unterm Hut!

Hier hatte ich solch ein kleines Weibchen vor mir, von der niedlichsten Art, sehr zärtlich, sehr verliebt, und zwar in mich, und es sah mich schweigend mit seinen großen Augen an, als stände der Tod vor ihr, oder ein Weltuntergang vor uns Beiden. Ich hatte doch mit einer gewissen Beklemmung an diese Abschiedsstunde gedacht, nun fühlte ich Nichts als das Komische der Lage, in welcher ich Arzt und Arzenei zugleich sein sollte, und mit rascher Entschlossenheit an meine Cousine herantretend, reichte ich ihr beide Hände entgegen.

Nun Lina? sagte ich, als erwarte ich, daß sie sprechen würde, aber es hatte auch nur dieser zwei Worte bedurft. In heiße Thränen ausbrechend, warf sie sich an meine Brust. Ich fühlte ihr Herz an dem meinen schlagen, ihre Arme schmiegten sich um meinen Nacken, ihre reine Stirne berührte fast meine Lippen. Lange konnte ich eine solche Lage nicht mit ungerührtem Sinne behaupten; wollte ich leisten, was man offenbar von mir erwartete, was meine Pflicht war, so mußte ich ein Ende machen.

Sei stark, liebe Lina! bat ich, mache Dir und mir das Schwere nicht noch schwerer. Du weißt es, daß ich gehen muß!

O! rief sie, Du wirst mich vergessen! Du hast mich nie geliebt, wie ich Dich liebe, und was soll ich auf der Erde ohne die Gewißheit, daß ich Dir unentbehrlich bin?

Lina! der Vater schickt mich fort, erklärte ich ihr so sanft ich konnte, damit Du Ruhe, und mit der Ruhe auch Genesung findest, denn Deine bleichen Wangen erschrecken uns, und —

Und wenn Du mich liebtest, würdest Du nicht gegangen sein! rief sie, mich unterbrechend. Denn Du weißt es, leben heißt für mich nur bei Dir sein! —

Aber gehe, gehe, fügte sie mit Heftigkeit hinzu, und wenn Du fern sein wirst, wenn Du erfahren wirst, daß Du mir das Herz gebrochen hast, indem Du Deinem Ehrgeiz, Deiner Selbstsucht folgtest, dann wird Dir vielleicht die Reue kommen, dann wirst Du einsehen — dann denke, daß mein Schatten Dich umschwebt, und daß die arme Lina es werth gewesen wäre, die Stelle einzunehmen, die — ach nur zu bald — eine Glücklichere in Deinem Herzen besitzen wird.

Sie weinte dabei wieder, aber doch sanfter als vorher, und da ich in der sonderbaren Lage doch irgend Etwas thun, und doch auch irgend Etwas davon haben mußte, so küßte ich sie, denn Küsse trösten und versprechen Nichts. Dann richtete ich sie auf, und sagte ihr Lebewohl!

Lebewohl! wiederholte sie, streifte einen Ring, den sie immer getragen hatte, von ihrem Finger, drückte ihn mir in die Hand, warf sich noch einmal an mein Herz, ich küßte sie zärtlicher, als ich selber wollte, und so trennten wir uns endlich.

Drei Stunden später verließ ich das Haus und die Stadt.

Zweites Kapitel.

Ich war spät am zweiten Abende in meiner neuen Heimath angekommen, und hatte meine Wohnung in dem Hause eines angesehenen Kaufmanns genommen, der mir ein paar Zimmer zur Verfügung stellte, bis ich selbst im Stande sein würde, mich nach meinem Bedürfniß einzurichten. Mein freundlicher Wirth und seine Familie hatten mich erwartet, ich war von den Eltern mit Herzlichkeit, von der Tochter mit sehr guten Manieren empfangen worden, wir hatten ein gutes und reichliches Abendbrod verzehrt, und ich hatte während desselben von allen Theilen die Versicherung erhalten, daß ein neuer und so geschickter Arzt, als ich es sein solle, hier mit Sehnsucht erwartet worden sei, und daß ich mich auf eine sehr ausgebreitete Praxis gefaßt machen dürfe.

Der Vater, welcher einen Laden von Luxuswaaren hatte, und dabei ein bedeutendes Produktengeschäft betrieb, während er zugleich den Banquier der ganzen Umgegend machte, war noch immer ein rühriger und unternehmender Kopf. Als Rathsmann nahm er eine angesehene Stellung ein, und als wolle und müsse er auch mein Berather werden, rechnete er mir das Vermögen nach, das mein Vorgänger hier im Orte erworben habe, und rieth mir, da er erfahren hatte, daß ich nicht unbemittelt sei, das Haus zu kaufen, welches durch den Tod desselben frei geworden. Er sprach mir von dem Garten, in dem es liege, von dem Holzplatz und von den Wiesen, welche vor der Stadt und an dem See dazu gehörten, er bewies mir, daß selbst, wenn ich einen eigenen Haushalt führen wolle, ich als Junggeselle mit einem Stockwerk des Hauses vollkommen genug habe, und wie viel Miethe ich aus der obern Etage bis zu meiner Verheirathung ziehen könne. Er hatte Alles für mich überlegt, selbst mein Bedarf an Fütterung für meine Pferde war von ihm abgeschätzt worden, und ein Haushofmeister, den ich ganz eigentlich mit der Leitung und Verwaltung meiner Angelegenheiten betraut, hätte mir nicht genauer und gewissenhafter Bericht erstatten können.

Aber nicht nur das Haupt des Hauses hatte sich so verdient um mich gemacht, auch die andern Familienmitglieder waren jedes in seiner Weise im Voraus mit mir beschäftigt gewesen. Während ich von der Mutter über die Art und Weise unterrichtet wurde, in welcher ich am besten für meine Möblirung und Bedienung, für meine Ernährung und für meine Wäsche sorgen könne, hatte Mademoiselle Elfriede den vollständigen Feldzugsplan für mich entworfen, nach dem ich meine Visiten in der Stadt machen, und meine Bekanntschaften anknüpfen sollte. Ich hörte eine Menge von Titeln und Namen mit großer Betonung an meinem Ohre vorübergehen, persönliche Zuneigungen und Abneigungen machten sich dabei geltend, und hie und da wurde ein Wink beigefügt, der auf die genauere Kenntniß mancher Verhältnisse hinzudeuten schien, die sich dem Auge des Neuangekommenen nicht gleich preiszugeben pflegen. Es hielt sich das Alles aber in den strengen Grenzen der Wohlanständigkeit, ich hatte im Grunde für Alles, was man mir that und sagte, wirklich nur zu danken, es konnte mir auch Alles nützlich werden, indeß es war der Güte doch beinahe zu viel, und müde und durchfroren, wie ich angekommen, mußte ich mehrmals an das Rothkehl-

chen denken, das ich einst als Knabe mitleidig im Winter aus dem Freien mit nach Hause genommen, und das ich so warm gebettet und so eifrig genährt hatte, daß es nach wenig Tagen die Liebe und Güte nicht mehr vertragen konnte, und elend daran umkam. Ich fürchtete diesen Wohlthaten ebenfalls nicht stehen zu können, und empfand, daß Güte, wenn sie uns gegen unsern Willen angethan und zu weit getrieben wird, auch zur Gewaltthat werden kann.

Mademoiselle Elfriede schien meine Gedanken zu errathen, meine Empfindungen zu ahnen. Sie war überhaupt, das stellte sich mir an dem ersten Abende gleich fest heraus, ein vortreffliches Mädchen, nur daß sie dies Letztere schon bereits ein wenig länger sein mochte, als ihr lieb war. Sie sah übrigens noch gut aus. Ihre sehr große Gestalt war schlank, ihre Miene freundlich, und ich selbst würde sie für jung gehalten haben, ohne jene verrätherische Magerkeit des Halses, und ohne den Ton des sanften Ernstes, der milden Heiterkeit, welchen die Frauenzimmer nur dann gewinnen, wenn ihnen im Verkehr mit Männern statt der ersehnten Liebe, Freundschaft entgegen gekommen ist.

Sie brach, als sie gewahrte, daß es mir der Güte

und der Vorsorge zu viel sein mochte, plötzlich in der Unterhaltung ab, und sagte mit wirklicher Gewandtheit, sie habe mir jetzt ausführlich mitgetheilt, was ich hier Ortes zu erhoffen und zu erwarten habe, ich würde es nun auch wohl in der Ordnung finden, wenn sie von mir Neuigkeiten aus der Hauptstadt und aus der Welt zu vernehmen wünschte. Und wie sie vorher mir erzählt hatte, fing sie nun an, sich um Nachrichten von dem König und von der Königin, von den Gesellschaften des Hofes und der Stadt zu erkundigen, und nach den Theatern und den Erscheinungen im Gebiete der Literatur in einer Weise zu fragen, die mir darthat, daß sie mit ihrem Sinne in die Ferne hinausreiche, und daß er für das Schöne und das Edle erschlossen sei.

Wir schieden denn auch allerseits gar wohl zufrieden mit einander, und ich schlief die erste Nacht in meiner neuen Heimath, wie nur die gesunde und müde Jugend zu schlafen versteht.

Am andern Morgen, als ich an das Fenster trat, entdeckte ich, daß ich an dem Marktplatze wohnte, und daß der Wochenmarkt auf demselben abgehalten wurde. Eine Menge von kleinen Schlitten, mit schlechten Pferden bespannt, kamen von allen Seiten herbei.

Große Fuhren mit Säcken beladen, standen dazwischen, und in schwere Schafspelze gehüllt, vermummt bis unter die Augen, halb steif gefroren, stiegen die Wirthschafter von den verschiedenen Gütern, welche ihre Produkte zum Markte geschickt hatten, von den Wagen herab, während die Knechte die Pferde abschirrten, um sie in den Stall zu bringen, und die Aufkäufer und Markthelfer sich herandrängten, Auskunft über Menge und Werth der herbeigekommenen Waaren zu erlangen. Seitwärts an den Häusern stellten sich die Frauen auf, welche aus der Nähe die Bedürfnisse für Haus und Küche nach der Stadt gebracht hatten. Ein Töpfer, ein Klempner mit geringer Waare, hatten eine Art von Buden aufgeschlagen, auch grobes Stiefel- und Schuhwerk wurde feilgeboten, und mitten durch die Straße trieb man eine Schaar von Gänsen, führte man einzelne Schweine, oder ein Stück Rindvieh zum Verkauf. Es dünkte mich, als wäre ich jetzt viel weiter als zwei Tagereisen von Berlin und von dem Hause meines Onkels entfernt, und die Art des Lärmens, der mich umgab, das Schreien, das Zurufen, die Stimmen, der Ton, der Accent, hatten etwas Fremdes für mich, das mich keineswegs angenehm berührte.

Eine Stunde später, nachdem ich mein Frühstück eingenommen, und die Klagen meines Dieners über Alles, was er nicht so wie in Berlin gefunden, angehört hatte, dauerte die Unruhe unter meinen Fenstern noch fort, aber es kam noch eine andere Farbe in das Bild hinein, das sich mir darbot. Es gingen Kinder in die Schule, Dienstboten wandelten über den Markt, hie und da ließ sich auch eine Hausfrau unter den Käuferinnen blicken, einzelne Männer mit Medaillen und anderen Ehrenzeichen in den Knopflöchern der abgetragenen Röcke, mit schweren Aktenstößen unter dem Arme, gingen über den Weg, auch Soldaten fingen sich zu zeigen an. Ich sah Aktenträger und Soldaten, ich befand mich also ohne alle Frage noch in Mitten der Civilisation, und als ich bald darauf bemerkte, daß einer und der andere der Vorübergehenden nach meinen Fenstern hinaufschauten, gab der Gedanke, hier eine sehr wichtige Person und der Gegenstand allgemeiner Erwartung zu sein, mir, ohne daß ich es mir eingestand, ein behagliches Gefühl.

Ich kleidete mich dann bald darauf an, und verfügte mich in Begleitung meines Wirthes zu dem Bürgermeister und zu den übrigen Personen, welche

die Berufung eines neuen Arztes für nöthig erachtet, und somit an meiner Uebersiedelung Antheil gehabt hatten. Ueberall wiederholte sich mehr oder weniger ähnlich die Scene des vorigen Abends, nur daß ich hie und da Einladungen zu freundschaftlichen Mittag- oder Abendgesellschaften empfing, und daß mir fast überall der Wunsch ausgesprochen wurde, mich, wenn ich erst zur Ruhe gekommen sein würde, gefälligst zu der betreffenden Familie zu bemühen, um ihnen Rath und Beistand gegen diese oder jene Beschwerde zu leisten, gegen welche der verstorbene Arzt vielfache Mittel angewendet, ohne Befreiung oder auch nur dauernde Linderung von denselben schaffen zu können. Ueberall setzte man seine Hoffnung auf mich, überall war man überzeugt, daß der Neffe meines Onkels ganz besondere Kenntnisse gesammelt haben müsse, und ich besaß damals selbst noch ein so festes Vertrauen in die Wirksamkeit der Medicamente, und in das Können und Vermögen des Arztes, daß ich zuversichtlich zu leisten versprach, was man von mir begehrte, und mit meiner Zuversicht den Leidenden wenigstens die Wohlthat der erneuten, belebenden Hoffnung gewährte.

Etwa vierzehn Tage später war ich heimisch in

meiner neuen Heimat. Ich hatte eine Wohnung gefunden, die mir zusagte, mein Name prangte auf hellgeputzter Messingplatte an meiner Thüre, mein Diener, ein eingefleischter Berliner, ergab sich allmählich in das Schicksal nicht mehr in Berlin zu sein, ein Paar Pferde waren gekauft, ein Kutscher gemiethet, man hatte mich zum Hausarzte in einigen der angesehensten Familien erwählt, einzelne arme Leute hatten sich hülfesuchend an mich gewendet, und ich war mit dem Herzen so sehr bei den Leiden der Kranken betheiligt, ich hatte so viel Eifer für meine Wissenschaft, daß ich sehr damit zufrieden war, Berlin verlassen und einen Aufenthaltsort gewählt zu haben, an dem ich lernen und helfen konnte.

Es ist ein Vorzug der Jugend sich leicht in alle Lebenslagen zu schicken, und ihnen ihre guten Seiten abzugewinnen. So geschah es denn auch mir, daß es mir in dem Orte täglich mehr behagte, ja, daß ich bald glaubte, es habe mir noch nirgends besser gefallen als hier. Meine Praxis nahm sehr schnell zu, es gab unter den jungen Beamten des Gerichtes und unter den Offizieren, mit denen ich im Gasthofe zu Mittag aß, einige gebildete und viele muntere junge Leute, hübsche Mädchen findet man in der ersten

Hälfte seiner zwanziger Jahre überall, denn unsere sehnsüchtigen Blicke verschönern auch die unbedeutendste Erscheinung, und einige glückliche Kuren gewährten mir die größte Befriedigung, während der Ehrgeiz sie durch neue Erfolge nicht als ein zufälliges Gelingen dastehen zu lassen, mich in Eifer und in ernstem Studium erhielt.

So gingen der Winter und der Frühling vorüber, und man hatte mich in meiner Umgebung lieb gewonnen, weil ich mich zufrieden zeigte, weil ich die Hauptstadt nicht übermäßig pries, und nicht vermißte. Man sah mich in den Gesellschaften gern, man freute sich, daß ich oftmals Nachrichten aus der Residenz erhielt, derjenige, welchem ich sie zuerst mitgetheilt, wußte sich Etwas damit, und als man erst dahin gekommen war, mich als „unsern Doktor" zu bezeichnen, verschaffte Alles, was mir Gutes begegnete, oder was ich selbst mir Gutes aneignete, von einem neuen Patienten, der sich an mich wendete, bis zu einem neuen Ueberrocke à l'anglaise, den ich mir verschrieben hatte, den guten Leuten, die mich kannten, eine wirkliche Befriedigung; abgesehen davon, daß ich selbst mich äußerst wohl dabei befand.

Mit meinen Freunden und Verwandten in der

Residenz, war mein Zusammenhang in keiner Weise unterbrochen. Mein Onkel versah mich mit allen irgendwie bedeutenden medicinischen Schriften, meine Bekannten setzten mich von den gesellschaftlichen Vorgängen in Kenntniß, meine Tante und meine Cousinen ließen mir die neuen Erscheinungen in der schönen Literatur zugehen, und alle solche Sendungen und Erwerbungen hatten damals einen größeren Werth und einen größeren Reiz, weil sie sich nicht so leicht bewerkstelligen ließen, als jetzt in den Tagen der Eisenbahnen und der Telegraphen.

Anfangs hatte meine jüngste Cousine mir auch recht oft geschrieben, und ich hatte an ihren Briefen in so fern einen lebhaften Antheil genommen, als ich den Entwickelungsgang ihres Geistes darin erkennen konnte. Sie hatte mir dabei Gedichte von Novalis, von Hölderlin, auf sauberen, goldumränderten Blättchen zukommen lassen, hie und da waren auch Poesien der zärtlichsten Art mituntergelaufen, deren Dichter sie nicht angab, und welche ich ihr mit Sicherheit selbst zuschreiben durfte, und die genaue fast tagebuchartige Angabe über ihr Leben und Treiben, würde mich auch unterhalten haben, hätte sie nicht bald begonnen, ähnliche Berichte von mir zu verlan-

gen, die ihr zu geben mir Neigung und Zeit gebrachen.

Ich konnte es mir nicht verbergen, die Kleine war eifersüchtig, war neugierig aus Eifersucht. Meine Tante machte die Bemerkung, daß Lina's Neigung für mich, auch trotz unserer Trennung, sich nicht verminderte. Sie schien derselben jetzt also eine größere Bedeutung einzuräumen, und auch ihrerseits zu wünschen, daß ich in meinem neuen Aufenthalte mein Herz frei bewahrte, um es einst ihrer Tochter anzubieten, wenn man dieselbe für die Ehe geeignet halten würde. Sie wollte wissen, mit wem ich umgehe, sie fragte mich nach den Verhältnissen der Familien, in denen ich Arzt war, und sogar mein Onkel warf in einem seiner kurzen Briefe einmal flüchtig die Bemerkung hin, ich möge mich nicht aus kleinstädtischer Langweile in der kleinen Stadt verheirathen. Weit entfernt, meine Praxis dadurch zu vergrößern, würde ich sie beinträchtigen, denn ich verlöre damit den Vorzug, den Müttern und den Töchtern als ein begehrter Bewerber, als ein Hoffnungsstern zu erscheinen, und im Beginne einer Praxis käme es darauf an, alle Vortheile zu wahren.

Diese Art von Beaufsichtigung oder von Beeinflussung fing bald an, mir beschwerlich zu werden.

War ich bei guter Laune, so kam ich mir wie der gefangene Knabe im Mährchen vor, den die Hexe täglich sein Händchen herausstrecken läßt, um zu sehen, ob er nun schon fett genug zum Schlachten sei. War ich einmal verdrießlich, so stieg mir der Gedanke auf, mir je eher je lieber eine Frau zu nehmen, um der gefühlvollen Gedichte meiner Cousine, der scherzenden Fragen meiner Tante, und der gelegentlichen Bemerkungen meines Onkels auf einmal enthoben zu werden. Das Schlimme an der Sache war dann aber nur, daß keines der Mädchen, mit denen ich vergnüglich und gern verkehrte, mir gefallen wollte, sobald ich es mir als meine Braut, oder gar als meine Frau vorzustellen unternahm, und daß mir schließlich meine Cousine doch besser zusagte, als die jungen Damen, welche ich hier kennen gelernt hatte.

Dennoch wurden meine Briefe in die Heimat kürzer. Ich vermied es absichtlich den Fragen zu begegnen, welche man über meine eigensten Verhältnisse an mich stellte, und es währte kaum ein Jahr, bis auch die Briefe meiner Cousine seltener wurden. Sie schrieb mir keine Gedichte mehr ab, die Tagebuchberichte verschwanden bis auf die gelegentliche Erwähnung irgend einer Lustbarkeit; die Fremden, welche sich in ihrem

Vaterhause hatten einführen lassen, wurden mir nicht mehr genannt. Endlich hörte der ganze Briefwechsel mit Lina und mit meiner Tante auf, und ich konnte daraus ersehen, daß sie mich und meines Herzens Schicksal nicht mehr ihrer Theilnahme werth erachteten.

Drittes Kapitel.

Ich war nahezu zwei Jahre in der Provinz, und seit mehr als acht Monaten außer aller eigentlichen Verbindung mit den Frauen in meiner Familie. Da saß ich eines Nachmittags mit Mademoiselle Elfriede und mit noch einigen anderen Personen in dem Garten ihres Vaters heiter beisammen, als mir mein Diener melden kam, es sei eine Equipage vom Lande bei mir vorgefahren, und man lasse mich bitten, mich derselben sogleich zu einem Besuche zu bedienen.

Ich fragte, von woher der Wagen geschickt sei, weil ich vermuthete, er komme aus dem Bereiche meiner Praxis.

Er kommt von Hohensteinau! antwortete der Diener, und in demselben Augenblick wiederholte die ganze

kleine Gesellschaft, Jeder mit einem andern Ausdrucke, Alle aber doch halb lachend, halb verwundert, die Worte: von Hohensteinau? so daß ich, der ich den Ort nicht kannte, aufmerksam auf das allgemeine Erstaunen werden mußte.

Nehmen Sie sich in Acht! rief der Rathsmann, wenn Graf Joachim das Podagra hat, ist nicht mit ihm zu spaßen.

Doktor! meinte ein bürgerlicher Major, der zu meinen nähern Bekannten gehörte, wenn Sie mir folgen, so fahren Sie gar nicht hinaus. Ich bin in frühern Jahren ein paar Mal zu Jagden bei dem Alten gewesen. Seinetwegen schickt er nicht nach Ihnen, er läßt sich lieber vom Schäfer als vom Doktor kuriren, und das Dorf traktirt er selbst mit wahren Pferdekuren. Ich bin überzeugt, es ist ihm ein Hund erkrankt, oder er hat sonst einen seiner Streiche vor. Lassen Sie sich gar nicht mit ihm ein.

Oh! die Gräfin wird krank sein! bedeutete Mademoiselle Elfriede.

Krank sein? wiederholte ein Dritter, ist sie denn schon je gesund gewesen? Das ist ihr viel zu bürgerlich. Sie sieht die Krankheit als ein adliches Vorrecht an, und ich glaube, sie würde den als ihren

Feind betrachten, der ihr beweisen könnte, daß sie im Grunde eine eiserne Gesundheit hat.

Der Scherze, des Lachens, der Anekdoten wurden immer mehr und mehr. Jeder wußte etwas von Graf Joachim und von der Gräfin d'Altremont zu erzählen, eine Geschichte war noch abenteuerlicher als die andere. Und weil Jeder der Anwesenden alle diese einzelnen Züge kannte, warf man sie so abgerissen und so ohne Folge durcheinander, daß sie mir zu keiner Aufklärung verhelfen konnten, und ich mich endlich an Mademoiselle Elfriede mit der Frage richtete, wo das Gut Hohensteinau liege und wer sein Besitzer sei.

Hohensteinau, sagte sie, liegt hart an der Grenze, fast vier Meilen von hier. Der Graf und seine Familie haben sich hier seit Jahren und Jahren nicht sehen lassen, und so viel ich weiß, behandelte sie bis jetzt der alte Doktor Will aus S. Sie können sich Etwas darauf einbilden, daß man von Hohensteinau nach Ihnen hieher schickt.

Aber wer ist dieser Graf Joachim denn eigentlich? wiederholte ich.

Sie leben schon anderthalb Jahre hier, rief Mademoiselle Elfriede, und Sie wissen nicht, wer Graf Joachim ist? Wie haben Sie das angefangen?

Jedes Kind auf der Straße hat ja Anekdoten von ihm gehört. Er ist der einzige Sohn und Erbe des berühmten General —

Sie nannte den Namen eines der ältesten preußischen Adelsgeschlechter das bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts an einem der Helden des großen Friedrich einen würdigen Vertreter gehabt hatte.

Nun wußte ich, woran ich war, und hätte nicht mein ärztlicher Beruf mir die Pflicht auferlegt, den Kranken, der nach mir verlangte, aufzusuchen, so würde schon die Neugier mich getrieben haben, den Erben eines so berühmten Namens, und einen so viel genannten Sonderling aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Ich verließ also die Gesellschaft, ging schnell nach meiner Wohnung zurück, und fand vor derselben das Fuhrwerk des Grafen meiner wartend. Es war ein leichter Jagdwagen mit ein Paar tüchtigen Füchsen bespannt. Ein Kutscher in einer hechtgrauen, verblichenen Montur mit goldgelben Aufschlägen, mit unzähligen Litzen und Knöpfen, die offenbar einmal einem Kroaten oder Panduren angehört haben mußte, saß auf dem Kutschersitze. Sein ehrliches aber dummes uckermärkisches Gesicht sah eben so fremd unter der

hohen schwarzen Pandurenmütze aus, als komisch mit dem langen Schnurrbarte, der ihm steifgewichst bis auf die beiden Seiten der Brust herabreichte, und mit dem noch steifer gewickelten langen Zopfe, der ihm hinten im Nacken herunter hing. Als ich an ihn herantrat, salutirte er mit der Peitsche wie mit einem Säbel, und schlug das Spritzleder zurück, als nehme er an, daß ich augenblicklich einsteigen werde. Auf meine Bemerkung, ob er nicht ausspannen und füttern wolle, erfuhr ich, daß er mich mit diesen Pferden nur bis eine Meile außerhalb der Stadt zu schaffen habe, wo frische Pferde meiner warteten. Und als ich ihn fragte, ob er mir keinen Brief von dem Herrn Grafen mitgebracht habe, ob er nicht wisse, wer erkrankt sei, antwortete er mit einem Nein. Es blieb mir denn Nichts übrig, als mich mit meinem Panduren auf den Weg zu machen.

Es war ein heller, warmer Juni-Nachmittag. Wir fuhren über die Haide, daß es eine Art hatte. Mehr aber als ein meisterhafter Kutscher war mein Pandur auch Nichts, ja es hielt schwer, irgend eine Antwort von ihm zu erlangen. Kaum daß er mir die Namen der Güter und Ortschaften nannte, an denen wir vorüberrollten, und als ich ihm einen Lobspruch über

sein geschicktes Fahren machte, versetzte er trocken: davor werde ich bezahlt! Und Wagen und Pferde sind auch danach!

Weil ich aber gut gelaunt war, unterhielt mich seine Einsilbigkeit, und um zu sehen, wie weit er dieselbe treiben würde, fuhr ich mit meinen Fragen fort. Wie kommst Du denn zu Deiner Uniform? fragte ich ihn endlich.

Warum? versetzte er kaltblütig, ohne sich auch nur ein einziges Mal bei meinem Sprechen nach mir umzusehen.

Ich meine, ist das nicht eine alte österreichische Soldatenuniform? Er gab mir keine Antwort, ich mußte die Frage wiederholen, und auch da noch zögerte er zu sprechen, bis er endlich sagte: Oesterreichisch? Was bei uns ist, ist unser. Der ganze Schuppen hängt noch voll, das reicht auf Kindeskinder.

Ich verstand ihn nicht, und wie geschickt ich meine Worte auch stellte, ihn zum Sprechen, zu einer Erklärung zu bewegen, ich konnte ihn nicht dazu vermögen. Er war nur noch mit seinen Pferden beschäftigt, und hätte er einen Sack Erbsen zu befördern gehabt, so würde er sich mehr darum gekümmert

haben, als um mich, weil er sich wenigstens von Zeit zu Zeit danach umgewendet haben würde, um zu sehen, ob er noch vorhanden sei. Dafür fuhr er aber ganz vortrefflich. Wie im Fluge schwebte das leichte Fuhrwerk über die hügelige Haide hin, die hie und da mit Fichten- und Kiefer-Schonungen bestanden, der Aufenthalt zahlreicher Füchse, und das Paradies aller Fuchsjäger des Landes war. Etwa eine Stunde, nachdem wir die Pferde gewechselt hatten, drehte mein Pandur sich plötzlich nach mir um, und sagte: hier fängts an.

Was? fragte ich. Wir! gab er mir zur Antwort, und überließ es mir die Deutung zu suchen, daß wir uns jetzt auf dem Grund und Boden des Grafen Joachim befänden. Etwa fünf Minuten später fuhren wir in einen Wald hinein. Zu Anfang bestand er größtentheils aus Kiefern, aber je weiter wir hinein kamen, je mehr war er mit Laubholz untermischt, und es währte nicht lange, so gelangten wir in einen der schönsten Laubwälder, welchen ich in diesem Theile des Landes noch gesehen hatte. Prächtige Eichen und Buchen hoben ihre majestätischen Stämme hoch in die Luft, das üppigste Grün bedeckte den ganzen Boden. Wie ein Teppich dicht, umspann das fein-

blätterige Geäste der Heidelbeere die ganze Fläche, und noch heller leuchtend als ihr myrthenfarbenes Grün, breiteten die verschiedenartigsten Farren ihre Blätter aus, neben denen feuerrothe Fliegenschwämme wie prächtige Blumen erglänzten. Selbst der Weg, auf dem wir fuhren, war in der feuchten Atmosphäre stellenweis mit Gras überwachsen, und wenn das eben auch keinen besonders günstigen Schluß auf die Gastfreiheit des Grafen, und auf den Verkehr in seinen Gütern zuließ, so hatte das lautlose Dahingleiten über den bewachsenen Grund für mich etwas sehr Angenehmes, der sonst oftmals viele Meilen im Staube der schlecht gehaltenen, bald holperigen, bald sandigen Landwege hinzufahren hatte. Eine Frische, wie von nahem Wasser, machte sich bald danach wohlthätig fühlbar, und eben hatte ich überlegt, daß nach dieser Gegend hin sich der Anfang des meilenlangen Sees befinden müsse, als plötzlich ein Blitzen und Glitzern mein Auge nach der linken Seite zog, und nicht allzu tief unter unserem Wege, mitten aus einem Abhange, der sich wiesenartig hinuntersenkte, der schilfumkränzte See vor meinen Blicken lag.

Es mochte sechs Uhr sein, die Sonne stand noch hoch, denn wir waren dem längsten Tage nahe, und

ihr feuerrother Schein überströmte die Gipfel der Bäume wie die Fläche des Wassers. Eine Mühle lag unten am See, als wir die Höhe hinunter kamen. Der Rauch stieg sonnendurchleuchtet und gastlich aus dem Schornsteine empor. Die hellen Fenster des Hauses, die weißen Mauern, der Taubenschlag im Hofe, wie die Bienenstöcke in dem kleinen Garten und die großen Reusen im See, gaben ihr ein Ansehen friedlicher Wohlhabenheit. Nichts regte sich als das leise Rauschen des Mühlrades. Selbst der Hund im Hofe blinzelte nur von seinem bequemen Lager vor dem Hundehause nach uns hinüber, ohne anzuschlagen. Der Wagen und die Pferde und mein Pandur mußten ihm bekannt sein. Auch die beiden Reiher, welche ein Ende hinter der Mühle am Ufer umherspazierten, ließen sich durch unser Kommen nicht verschüchtern. Sie blieben verwundert auf ihren schwanken Beinen stehen, reckten die Hälse mit den klugen Köpfen in die Höhe, und schienen es nur in der Ordnung zu finden, daß sie blieben und wir uns entfernten.

Mit einem Male wurde der Wald lichter. Alles Unterholz war fortgeschlagen, und zwischen den stattlichsten Stämmen des Waldes verbreitete der Weg sich mehr und mehr, bis der Wald zu Ende war, und

wir in eine Allee hineinbogen, die, aus vier Reihen uralter Linden bestehend, nach dem Schlosse führte, welches am andern Ende des dazu gehörigen Dorfes lag. Es war ein großes Gebäude von drei Stockwerken, auf einer kleinen Erhöhung des Bodens erbaut. Ich zählte neunzehn Fenster an der Fronte, aber der Bau war so schmucklos, seine Verhältnisse so ohne alle Schönheit, daß man sich nicht leicht etwas Nüchterneres denken konnte, als dieses große, schwere Viereck, dessen blendend weißen Abputz die kleinen Scheiben der zahlreichen Fenster mit einer traurigen Gleichförmigkeit unterbrachen. Hätte ich nicht gewußt, daß ich nach einem Schlosse fahre, ich würde das Gebäude für eine Fabrik gehalten haben.

So unwirthlich das Schloß aber aussah, um so behaglicher stellten sich die Gebäude im Dorfe, um so freundlicher das Amtshaus und das Pfarrhaus dar. Wir kamen an der Kirche und an dem Kirchhofe vorüber, sie waren beide mit Sorgfalt unterhalten. Die Wirthschaftsgebäude waren im besten Stande, auf dem Wirthsschaftshofe, der zwischen ihnen lag, waren Ackergeräthe, Wagen, Pflüge, Eggen in solchen Massen und mit einem solchen Ordnungssinn aufgestellt, wie man ihn sonst nur in den Zeughäusern für die Werk-

zeuge der Zerstörung angewendet findet. Die Brennerei, die Brauerei waren neu erbaut, das konnte man ihnen ansehen, und es sprach sich vom Kleinsten bis zum Größten unverkennbar aus, daß hier eine große Wohlhabenheit und eine musterhafte Wirthschaft zu Hause sein mußten. Nur das Schloß lag wie verzaubert, ja wie ausgestorben da.

Als wir uns der Auffahrt näherten, fiel das große, alte Wappen über der Thüre mir in der Einförmigkeit ordentlich tröstlich in das Auge; aber in demselben Momente rollte der Wagen auch auf dem weichen Kieswege, um den großen Rasenplatz herum, wir hielten vor dem Eingange, und ein alter Mann, eben so wie mein Kutscher, in eine alterthümliche und mir fremde Montur gekleidet, kam aus dem Schlosse heraus, mich in Empfang zu nehmen.

Der Herr Graf haben den Herrn Doktor schon eine ganze Zeit erwartet. Ich bin schon zweimal draußen gewesen, nach dem Fuhrwerk auszusehen! sagte er fast vorwurfsvoll.

So befindet der Herr Graf sich nicht gut? fragte ich.

Um Vergebung! der Herr ist recht wohl auf! Aber ich will gleich sagen, daß der Herr Doktor da

sind, wenn Sie nur die Gewogenheit haben wollten, mir zu folgen!

Er ging mit diesen Worten in das Schloß hinein, und ich trat, ihm nachgehend, in eine weite Hausflur, die eben so weiß angestrichen, eben so nüchtern aussah, als die Außenseite des Gebäudes. Rechts und links führten zwei steinerne Treppen in das obere Stockwerk, eine große viereckige Laterne mit allerlei Zierrathen aus weißem Blech versehen, hing von der Decke herunter. An den Wänden zogen sich Bänke von Holz hin. Sie hatten hohe Lehnen, und waren mit weißer Oelfarbe angestrichen, was den Eindruck der Leere in der Halle noch vermehrte. Grade über der Hausthür lag eine andere Thüre. Diese öffnete der Diener und führte mich in einen Saal von bedeutender Größe, in welchem er mich zu warten nöthigte.

Der Saal war mit einem reichen aber verblichenen Mobiliar versehen, das nach seinen Formen zu schließen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angefertigt sein mußte, und die Wände waren mit den Portraits der Offiziere bedeckt, welche in dem Reiterregimente gestanden hatten, das Graf Joachim's Vater einst befehligt. Zu beiden Seiten des Saales waren noch zwei ähnliche Zimmer, ganz

in gleicher Weise ausgestattet, nur daß in dem Saal die Bilder der höheren Offiziere, und in den Nebengemächern die Portraits der niederen Offiziere, bis hinab zu den Kornets die Wände füllten. Es war die eigenartigste Gallerie, die man sich vorstellen konnte.

Einen Augenblick wollte es mir bedünken, als wären alle diese Krieger mit ihren vierschrötigen Gesichtern, mit den knochigen Kinnbacken, und den großen Nasen, mit der braunrothen Haut und mit den langen Schnurbärten, in irgend einer Laune, bei irgend einem Maler auf einmal bestellt, und dieser habe aus freier Phantasie auf gut Glück eine kriegerische Heerschaar erschaffen, die man mit den betreffenden Namen versehen, und zum Andenken hierher gestiftet. Bei näherer Betrachtung ließen sich jedoch in den alten, von Lagerleben und Wein gerötheten Physiognomien, gewisse nur der Natur angehörende Eigenthümlichkeiten herauserkennen. Es blieb mir also kein Zweifel darüber, daß ich, wenn auch schlechte, doch wirkliche Contrefeis nach dem Leben vor mir habe, und ich beschäftigte mich eben damit, diese finstern, durchgewetterten Oberstwachtmeister, diese plumpen oft schon bejahrten Kornets, mit den jungen geschniegelten Offizieren zu vergleichen, welche sich jetzt in der Gesellschaft um die

Gunst der Frauen bewarben, als der Diener mir die Weisung brachte, mich zu seinem Herrn zu verfügen.

Er ging mir durch das Zimmer der Lieutenants voran, durch noch ein zweites Zimmer, das voll von den verschiedenartigsten Waffen hing, und öffnete dann die Thüre einer dritten Stube, deren Einrichtung und dessen Bewohner den vollsten Gegensatz, zu dem Waffensaale und zu den Portraits der bunt uniformirten Reiterkonterfeie bildeten.

Wie alle Gemächer dieses Hauses war die Stube sehr hoch, aber sie war nur einfenstrig, und dabei so voll von Möbeln, daß sie dadurch noch kleiner erschien. Als ich eintrat, schlug mir ein starker Tabaksqualm entgegen. Durch die Wolken, welche das Zimmer erfüllten und verdunkelten, sah ich am oberen Ende desselben, an einem altmodischen Schreibbüreau einen Mann sitzen, der eifrig in einem Aktenhefte las. Ein altes, kleines Sopha stand der Thüre gegenüber. Vor demselben und an den beiden Seiten befanden sich Tische, die mit Papieren und Geräthschaften aller Art beladen waren. Gutspläne, Provinzialkarten, und eine ganze Sammlung von Tabackspfeifen, bedeckten die Wände, deren ursprüngliche Farbe gar nicht mehr zu erkennen war.

Bei meinem Kommen erhob der Sitzende sich, und sagte auf mich zu gehend, mit lauter aber angenehmer Stimme: Er hat mich lange warten lassen, warum ist Er nicht gleich gekommen?

Ich wendete mich, ohne ihm zu antworten um, und blickte nach der Thüre.

Wonach sieht Er sich um? fragte der Graf.

Ich sehe, ob noch Jemand da ist, mit dem Sie sprechen! entgegnete ich.

Der Graf wurde stutzig. Mit Ihm rede ich, Doktor, mit wem soll ich denn sonst reden? rief er aus.

Wenn Sie mit mir sprechen, Herr Graf, so muß ich Sie erinnern, daß ich nicht zu Ihrer Dienerschaft gehöre, und Sie demnach ersuchen, sich schicklicher Redeformen zu bedienen.

Obschon es bereits dunkelte, sah ich, daß dem Grafen das Blut zu Kopfe stieg. Er ließ sich die Zurechtweisung jedoch gefallen, und sagte trocken: Also Er ist auch Einer von den Neumodischen, dem die alte Sitte zu schlecht geworden ist! Nun! da Er nicht zu mir gehört, so kann mir's Einerlei sein. Setzen Sie sich also, mein Herr Doktor! —

Er lächelte bei den Worten, rückte aber den Tisch

vom Sopha, nahm einige Aktenstücke, welche auf dem Sitze gelegen hatten, fort, und nöthigte mich höflich, Platz zu nehmen, indem er seinen alten ledernen Lehnstuhl an die andere Seite des Tisches zog. Ehe er selbst sich jedoch niederließ, ging er nach der Wand, langte eine Pfeife herunter, zündete sie mit einem Fidibus sorgfältig an, und fragte dann plötzlich, indem er es sich in seinem Sessel bequem gemacht hatte: Nun sagen Sie mir einmal, mein Herr Doktor! was gehört dazu, damit man einen Menschen für wahnsinnig erklärt?

Diese Forderung kam mir so unerwartet, und wurde in so besonderer Weise an mich gestellt, daß ich geneigt war, an dem Verstande des Fragers irre zu werden. Ich antwortete aber, da ich es in jedem Falle hier mit einem Originale zu thun hatte, daß es gar viele Arten geistiger Störungen gebe, denen jedoch immer körperliche Störungen zum Grunde lägen, welche sich häufig beseitigen ließen. Jedenfalls wäre eine Erklärung, wie er sie fordere, nicht so mit einem Worte abzuthun.

Wer verlangt denn, sagte der Graf gelassen, daß Sie sie mit einem Worte abmachen sollen! Brauchen Sie so viele Worte, als Sie wollen, ich habe Zeit!

Und bezahlen werd' ich Sie, daß Sie zufrieden sein sollen, darüber sein Sie ohne Sorgen. Also vorwärts!

Herr Graf! versetzte ich, ich glaube Ihnen, daß Sie Zeit haben, ich habe sie aber nicht. Ich möchte daher bald möglichst erfahren, um was es sich hier handelt, und für wen Sie meine Hülfe nöthig haben. Erlauben Sie mir also, daß ich Sie frage, und haben Sie die Gewogenheit, mir darauf zu antworten. Vor allen Dingen also, hat Jemand in Ihrem Hause den Gebrauch seiner geistigen Fähigkeiten eingebüßt?

Der Graf stützte den Arm auf den Tisch, und blies ein Paar Stöße blauen Dampfes aus seiner Pfeife in die Luft. Zwischen uns Beiden brannte auf einem altmodischen zinnernen Leuchter das Licht, mit dem er sich seine Pfeife angezündet hatte, und ich hatte dadurch hinlänglich Gelegenheit ihn zu betrachten. Er war ein großer, starker Mann von etwa sechsundfünfzig Jahren, mit einem ausdrucksvollen Kopfe, der sehr an die bekannten Züge seines Vaters erinnerte. Seine Nase war stark und grade, der Schädel völlig kahl und ungewöhnlich ausgebildet. Nur am Nacken zeigte ein Kranz von Haaren dieselbe helle Farbe, welche seine Brauen und Wimpern hat-

ten, sonst trug er das geröthete Gesicht ganz glatt geschoren. Er war in Stiefeln, welche ihm bis an die Knie gingen und nur mit Thran geschmiert waren, und hatte einen langen festanliegenden Schlafrock übergezogen, der aus einem grünen halbwollenen Stoffe gefertigt war, wie man ihn damals auf allen Gütern und Höfen der Umgegend zu weben pflegte. Man hätte ihn nach seiner Kleidung und nach seinen von Luft und Arbeit gebräunten Wangen, für einen Amtmann halten können, wären nicht sein Kopf und seine Haltung die eines vornehmen, an das Befehlen von früh auf gewöhnten Mannes gewesen.

Da er mich nach meiner letzten Aeußerung mit einer offenbaren Verwunderung ansah, wiederholte ich die Frage: hat Jemand in Ihrem Hause den Gebrauch seiner geistigen Fähigkeiten eingebüßt?

Der Graf stand auf. Doktor! sagte er, ich glaube Sie sind im Stande und halten mich selber für verrückt! Aber ich habe meinen Kopf noch auf dem rechten Flecke, wenn schon die Tollheit meines Neffen mich rasend machen könnte. Denken Sie —

Also Ihr Herr Neffe ist der Leidende? unterbrach ich ihn, um doch endlich vorwärts zu kommen.

Leidende! Leidende! rief der Graf mit wachsender

Lebhaftigkeit. Wenn ich's nur leiden, wenn ich nur meine gesunde Vernunft für Tollheit erklären wollte, so wäre da Nichts von Leiden und wir wären einig. Aber so lange ich meine gesunden fünf Sinne habe, so lange ich weiß, wer wir gewesen sind seit Jahren und Jahrhunderten, so lange —

Herr Graf, unterbrach ich ihn noch einmal, rund und kurz heraus, was wollen Sie von mir? und weshalb haben Sie mich rufen lassen?

Der Graf besann sich. Er war, weil er seit Jahren immer nur unter seinen Untergebenen lebte, dahin gekommen, sich überall schrankenlose Willkür einzuräumen, und er übte diese auch im Gespräche aus. Er schien es durchaus ungehörig zu finden, daß man ihm irgend einen Zwang zumuthen wolle, und dennoch unterlag er einem solchen um so schneller, je seltener derselbe ihm sonst entgegentrat.

Kurz und gut Doctor! sprach er mir darauf nach, ich habe also einen Neffen, einen einzigen Neffen. Er dient in Berlin im Regiment Gensd'armen. Zu Martini des nächsten Jahres, also in sechszehn, siebzehn Monaten, wird er volljährig. Er hat nicht Vater, nicht Mutter mehr, er wird mit seinem vierundzwanzigsten Jahre sein eigener, freier Herr. Das

aber, verstehen Sie mich, Doktor! verstehen Sie mich recht! das kann und darf nicht sein, so war ich Joachim heiße!

Die Wunderlichkeit des Vorganges unterhielt und spannte mich mehr und mehr. Ich hatte am Morgen von dem Geize, von der Habsucht, von dem Hochmuth des Grafen reden hören, und der Gedanke, daß er damit umgehen könne, unter irgend einem Vorwande die persönliche Freiheit seines Neffen noch über den Zeitpunkt seiner Großjährigkeit hinaus beschränken zu wollen, drängte sich mir plötzlich auf. Ich wollte aber mit dieser Vermuthung dem Grafen in keiner Weise hülfreich zuvorkommen, denn soviel stand unwiderleglich fest, daß dieser Mann nur durch die Mittel zu behandeln war, die er gegen die Andern in Bewegung setzte, durch Derbheit und durch Tyrannei.

Ich habe sonst immer, sagte er darauf, den alten Physikus Will aus der Grenzstadt gehabt, und ich bin auch mit ihm zufrieden gewesen. Er kam mir nicht mit Hungern und Dursten, nicht mit Tränken und mit Schmierereien, er wußte Hand anzulegen und man konnte sich auf ihn verlassen. Seit mir die Kerls aber drüben meinen Jäger, den Gottlieb, angehalten haben, weil seinem Pferde einmal auf dem Markte

ein vertrackter kleiner Bengel unter die Beine gelaufen ist, daß ich habe Kurkosten und weiß der Kuckuck! was sonst noch Alles bezahlen müssen, seitdem habe ich einen heiligen Eid geschworen, daß kein lebendiges Wesen, Mensch oder Thier, von meinem Hause mit meinem Wissen, jemals wieder einen Fuß auf das Pflaster des verdammten Nestes setzen soll. Und daß ich das halte, darauf kennen sie mich drüben! — Und nun wissen Sie, weshalb ich Sie habe rufen lassen! schloß er, indem er seine Pfeife, die ihm im Eifer des Gesprächs ausgegangen war, wieder an dem Lichte anbrannte.

Verzeihen Sie, Herr Graf! ich weiß das nicht! sagte ich ernsthaft, obschon die Art und Weise des Grafen mich höchlich belustigte.

Nicht? Sie wissen nicht, daß mein Neffe toll sein muß, um mit seinem Namen eine Bürgerliche heirathen zu wollen? Daß er rasend sein muß, um mir zu schreiben, er werde eher auf alle Vorrechte seines Standes verzichten, als von dem Frauenzimmer lassen? Ich möge, wenn ich wolle, in Gottes Namen es aufrecht erhalten, daß ich nur in der Voraussetzung Verzicht geleistet hätte, daß meines Bruders Kinder standesmäßig heirathen. Er sei völlig damit einverstan-

den, wenn ich's wolle. Ich könne auch das ganze Erbe auf die Reinersdorfer Linie übergehen lassen, wenn mich das beruhigen, und ihm mein Wohlwollen gewinnen könne. Er verlange nicht nach Reichthum, sein mütterliches Erbe genüge ihm und seiner Auserwählten ganz und gar. Und das schreibt er mir, mir! Als ob das nicht ein Wahnsinn wäre!

Er ging, die beiden Hände in die Taschen seines langen Ueberrocks gesteckt, hastig in der engen Stube auf und nieder, und so Abenteuerliches ich ihm zuzutrauen auch geneigt war, sagte ich: Sie können unmöglich daran gedacht haben, Herr Graf, von mir die Erklärung zu fordern, daß ich Ihren Herrn Neffen für wahnsinnig halte, weil er eine Bürgerliche zu heirathen beabsichtigt; abgesehen davon, daß mit einer solchen Zustimmung für Ihre Plane gar nichts gewonnen wäre. Weshalb erzeigen Sie mir also die Ehre, mich zum Vertrauten der Unzufriedenheit zu machen, welche Ihr Herr Neffe Ihnen einflößt?

Es mochte wider meinen Willen ein Anflug von Spott in diesen Worten gelegen haben. Denn der Graf blieb plötzlich wieder vor mir stehen und sagte: Damit Sie Ihrem Onkel, dem Doktor, dem Medicinalrath, sagen, daß es Nichts damit ist, daß das

Mädchen sich den Grafen aus dem Sinne schlagen muß, denn mein Neffe und seine Tochter, denn Graf Eckbert und eine Doktorstochter das geht nun und nimmermehr! nun und nimmermehr! das gebe ich nicht zu!

Ich war auf das Aeußerste betroffen, und ich erklärte dem Grafen auch ganz unumwunden, daß diese Mittheilung mich von Allem, was ich bisher von ihm vernommen, am Meisten in Erstaunen setze. Er schien Anfangs nicht zu glauben, daß ich Nichts von der Liebe seines Neffen für meine Cousine erfahren hätte. Ein gewisses Erschrecken, eine Art von Empfindlichkeit aber, deren ich mich bei dieser Nachricht nicht erwehren konnte, und die sich dem scharfen Auge des Grafen in meinen Zügen verrathen mochten, änderte jedoch seine Ansicht. Er ging an seinen Schreibtisch, holte einen Brief hervor und sagte, indem er ihn mir hinreichte: lesen Sie!

Der Brief war mit einer männlichen und des Schreibens sehr gewohnten Hand auf das Papier geworfen, und da er später in meinen Besitz gekommen ist, füge ich ihn hier bei. Er lautet: Ihren Brief, mein theurer Onkel; habe ich erhalten. Aber was erwarten Sie von ihm? Welche Wirkung konnten

Sie sich von ihm versprechen? Wahrlich, es kommt mir schwer an, Ihnen entgegen zu treten, denn glauben Sie mir, mein Onkel! ich empfinde das volle Gewicht der Verpflichtungen, welche ich gegen Sie habe. Ich empfinde diese Verpflichtungen um so bestimmter, da ich denselben nicht in der Weise nachkommen kann und darf, wie Sie es von mir verlangen.

Sie waren der älteste Sohn meines Großvaters, Sie waren bestimmt, den edlen Namen, den er so groß gemacht, auf seine Nachkommen zu vererben. Da seine Vermögenslage nicht günstig war, hatte er Ihnen eine wohlhabende Erbin zur Gattin ausgesucht, und Ihre eigene Wahl war mit seiner Berechnung glücklich zusammengetroffen: Sie liebten die Ihnen zugedachte Braut. Da verrieth Ihnen ein Zufall, daß das Herz, welches Sie sich anzueignen wünschten, nicht mehr frei war. Sie sahen Ihren jüngeren Bruder sich in seiner Leidenschaft für Ihre Braut verzehren, Sie entdeckten, daß der Gehorsam gegen ihre Eltern Ihre Braut bewogen hatte, sich Ihnen zu verloben, daß des Mädchens wahre Neigung Ihrem Bruder angehöre, und mit einer Entschlossenheit, deren großmüthige Schnelle mir, seit ich denken kann, als ein

Vorbild geleuchtet, opferten Sie nicht nur Ihre Liebe, Sie opferten Ihrem Bruder und Ihrer Braut auch Ihre Ansprüche an das Erbe Ihrer Väter auf, denn Sie wußten, daß Albertinens Eltern ihrer Tochter nur unter dieser Bedingung gestatten würden, die wiedererlangte Freiheit zu einer Verbindung mit meinem Vater zu benutzen.

Aber das Geschick war meinen Eltern weniger Freund, als Sie mein Onkel! — Kaum zehn Jahre vergönnte es ihnen das Glück zu genießen, welches Ihre heroische Verzichtleistung für sie begründet hatte. Mein achter Geburtstag fand meine Mutter schon als Wittwe, eine vaterlose Waise wuchs ich unter Ihrem Schutze auf, und Sie haben mich den Vater nicht vermissen lassen.

Sie, mein Onkel! haben meine Erziehung gemacht. Ich danke Ihnen, Ihnen allein die Strenge und den Ernst derselben, ich danke Ihnen die Kraft, welche gegen Sie zu brauchen, Sie mir jetzt auferlegen. Und strenge wie meine Erziehung, waren auch die Wirthschaft und das Regiment, welches Sie in unserm Hause und auf unsern Gütern führten. Sie tilgten die Schulden, welche die Unkenntniß und der Unbedacht meines Vaters und Ihres Vaters auf die Güter gehäuft.

Sie wollten, daß wir schuldenfrei besäßen, was wir unser eigen nannten, daß Niemand ein Recht, Niemand einen Anspruch habe, wo wir Herren sind. Sie machten ein entwerthetes Erbe zu einem reichen Besitz. Sie schafften neues Vermögen, und mit diesem Briefe erkenne ich dieses Vermögen als das Ihre an.

Sie sehen, mein Onkel! ich mißkenne die Verhältnisse durchaus nicht. Schon meine Mutter hatte mich es gelehrt, den edlen Stolz und das starke Unabhängigkeitsgefühl in Ihnen hoch zu schätzen, selbst wenn Ihre Anordnungen uns hart bedünkten, wenn es uns schien, als sei die Quelle der Liebe und der Großmuth in Ihrem Herzen nicht mehr so lebendig als zuvor. Wer so strenge gegen sich selbst gewesen war als Sie, hatte ein Recht auch von Andern Selbstbeherrschung zu begehren.

Nur ein Wesen lebte, das Sie immer milde, immer gütig fand, es war meine Mutter. Wie unerbittlich Sie, Ihr früheres Leben und Handeln damit verläugnend, auch die edle Schwärmerei der Herzen verdammten, wie sehr Sie auch der Berechnung das Wort redeten, Sie hinderten meine Mutter nicht mich in dem Glauben aufzuerziehen, daß es im Leben noch ein Höheres gebe, als den Vortheil. Sie

hinderten es nicht, wenn meine Muter mir vertraute, was sie Ihnen dankte.

Und Sie konnten glauben, mein Onkel! das Herz des Knaben, des Jünglings, sollte nur Ihre weise Gutsverwaltung bewundern? sollte nur dem Beispiele folgen, welches Ihr ernstes Arbeiten, ihre strenge Sparsamkeit ihm gaben, und sollte sich nicht begeistern für Ihre Großmuth, sollte die Liebe nicht als das höchste Gut des Lebens verehren lernen? Die Liebe, welche Sie einst stark genug gemacht, auf eigenes Glück zu verzichten, und die in meinen Eltern gewaltig genug gewesen war, ein solches Opfer anzunehmen, nach einem solchen Opfer von Ihrer Seite, doch glücklich miteinander werden zu können.

Rufen Sie sich jene Zeit, rufen Sie sich Ihre Vergangenheit und Ihre Liebe in das Gedächtniß zurück, wenn meine feste Erklärung, daß ich nie von Lina lassen werde, Sie gegen mich erzürnen will. Sie entsagten Ihrem Erbe, Sie legten sich Ehelosigkeit und Entsagung jeder Art auf; Sie wagten und bestanden den Kampf mit Ihrem Vater, um das Glück Ihres Bruders zu sichern, und ich sollte weniger für mich selbst vermögen?

Mein mütterliches Erbe ist Dank Ihrer Verwal-

tung nicht unbedeutend; auch das Mädchen, das ich liebe, wird einst Vermögen erlangen, und wir werden mehr besitzen, als unsere Neigung für ein Leben in ländlicher Zurückgezogenheit nothwendig für uns macht. Den Namen, den ich trage, auf die Kinder zu vererben, welche ein edles und geliebtes Weib mir bringen wird, ist mein freies Recht. Können Sie sich nicht darin ergeben, auch unsere Güter einst auf Kinder übergehen zu sehen, deren Mutter keinem unserer alten Geschlechter angehört, wollen Sie, auf Ihre Abtretungsurkunde gestützt, den Einwand erheben, daß Sie nur zu Gunsten einer vollbürtigen Descendenz entsagten, so werde ich, mein Onkel! der Letzte sein, der Ihre Ansicht anficht, und der Erste, der Sie beglückwünscht, wenn Sie ausführen, was Sie Ihre Drohung nennen, wenn Sie selbst sich verheirathen. Sie haben das Glück meiner Eltern begründet, wie sollte es mich kränkrn, wenn Sie Verlangen trügen, sich den Abend Ihres Lebens durch eine Ehe zu verschönern, die Ihnen, kräftig, wie Sie sind, noch lange Jahre voll Befriedigung und Glück gewähren kann. —

Dieser Brief, mein Onkel! enthält also, wenn Sie es so wünschen, eine völlige Zustimmung zu Allem,

was Sie als Ihr Recht ansprechen — und er wahrt zugleich das meine. Wollen Sie sich in den Besitz unseres Majorates setzen, so werde ich Ihnen die Schritte dazu nicht erschweren. Sollten Sie sich verheirathen, sollten Sie selbst noch Kinder, und damit Erben für das Majorat erhalten, so erkenne ich diese als die Erstberechtigten an. Ich würde mich kaum widersetzen, denn Prozesse in Familienangelegenheiten untergraben die Ehre der Familie, wenn Sie, wie Sie sagen, die Reinersdorfer Linie, im Falle meiner Verheirathung, auffordern würden, ihre Ansprüche an das Majorat geltend zu machen, und es würde sich, ich hoffe es, auch mit jener Linie ein Ausweg, eine Ausgleichung vermitteln lassen. Das Einzige, was ich verlange, ist Ihre Einwilligung in meine Heirath.

Ich habe Ihnen das Opfer gebracht, gegen meine Neigung um der Familienehre Willen, seit meinem neunzehnten Jahr in das Militair zu treten. Drei und ein halbes Jahr sind mir in Verhältnissen entschwunden, die mir zuwider waren, bis ein Zufall mich das Mädchen meines Herzens finden ließ. Fordern Sie nicht von mir, daß ich noch länger des Glückes entbehre, das ich ersehne, das ein Wort von Ihnen mir erschließt. Lassen Sie mich mündig spre-

chen, oder geben Sie mir Ihre Einwilligung zu meiner Heirath, und wie mein Vater und meine Mutter Ihnen all Ihr Glück verdankten, so wird Ihnen das Seine ewig danken Ihr Sie kindlich und aufrichtig verehrender Neffe

Eckbert, Graf . . .

Ich hatte den Brief mit wachsender Spannung gelesen, ich konnte mir nach demselben vollkommen denken, wie der junge Graf und meine Cousine sich zusammengefunden hatten. Ich war damals trotz meines entnüchternden Lebensberufes, auch noch in dem Alter, in welchem mir die idealistische Auffassungsweise des jungen Grafen ansprechend sein mußte, ganz abgesehen davon, daß sein Entschluß eine Bürgerliche, meine Cousine, zu heirathen, mir eine gute Meinung von seinem Verstande und von seiner Aufklärung zu machen geeignet war.

Als ich den Brief zusammenfaltete, blieb Graf Joachim vor mir stehen. Nun? fragte er, ist das nicht Wahnsinn? ist das nicht Raserei? Für ein Frauenzimmer, für ein Paar hübsche Augen, seine Güter, und diese Güter, hinzugeben? Denn ehe ich das zulasse, daß eine Bürgerstochter haushält wo meine und seine Mutter hausgehalten, eher heirathe

ich das erste Mädchen, das mir in den Wurf kommt. Eher heirathe ich Eugenie. Daß das Majorat dann nicht an die Reinersdorfer fällt, darauf kann er schwören!

Der Graf warf sich dabei mit dem Wohlgefallen eines älteren Mannes in die Brust, der sich noch gut bei Kräften fühlt, aber die Wendung, welche die Unterhaltung und die Mittheilungen genommen hatten, war mir lästig geworden, und mich erhebend, sagte ich: Sie haben mir einen Einblick in Ihre Familienangelegenheiten eröffnet, Herr Graf, welche in unerfreulicher Weise mit den Verhältnissen meiner Angehörigen zusammenfallen. Diese Mittheilungen zu hören, war ich nicht gekommen. Und da mein ärztlicher Beistand hier nicht gefordert ist, so bitte ich Sie, den Wagen anspannen zu lassen, denn ich habe in der Stadt zu thun.

Sie weisen also mein Vertrauen zurück? fragte der Graf, und alles Absonderliche, die ganze Heftigkeit seines Wesens, verschwand vor der würdigen Haltung, mit welcher er mir plötzlich gegenübertrat. Sie wollen mir nicht beistehen, den jungen Mann vor einer Verbindung zu bewahren, welche —

Welche er mit meiner Cousine, mit der Tochter

meines Onkels einzugehen wünscht! sagte ich scharf betont. Nein, das will ich nicht, Herr Graf!

Es flog ein schnelles Roth über des Grafen gebräuntes Antlitz, er fühlte, daß er, von seinem Jähzorn fortgerissen, überhaupt zu weit gegangen war, und schnell einlenkend, sagte er: Nichts für ungut, Doktor! Wir alten Aristokraten können uns nicht so im Handumdrehen an Eure neuzurechtgemachte Welt, mit ihren von dem neuen Frankreich importirten Ideen gewöhnen. Ihnen mag es in der Ordnung scheinen, was mein Neffe vor hat, mir scheint es ein Wahnsinn! Aber das ist eine Sache für sich. Die Hauptsache ist: Sie wollen nicht dazu beitragen, den Frieden und die Ruhe in meiner und in Ihrer eigenen Familie herzustellen; Sie wollen das nicht?

Ich wich der Antwort aus. Herr Graf! entgegnete ich, die Meinen haben mir gar keine Kunde zukommen lassen von den Verhältnissen, deren Sie erwähnen, und es wäre mir das Angemessenste, daß ich mich nicht als Eingeweihten zeige, wo man mich nicht einzuweihen beabsichtigte. Wie die Sache jedoch liegt, werde ich meinem Onkel schreiben, was ich erfahren habe, und ich zweifle nicht, daß dies genügen wird,

Ihrem Herrn Neffen das Haus meines Onkels zu verschließen.

O! rief der Graf, wenn das Alles sein soll, so bemühen Sie sich nicht weiter. Das hat Ihr Onkel schon lange gethan, und das grade ist es, was den jungen Mann so rasend macht. Hätte Eckbert —

Aber was wollen Sie denn weiter? rief ich ungeduldig aus, denn ich konnte jetzt kein Ende unserer Unterredung absehen.

Da faßte er mit einemmale meine Hand, und mit einem Tone und mit einer Miene, welche ihn so verändert erscheinen ließen, daß ich plötzlich sah, er müsse einst ein schöner und einnehmender Mann gewesen sein, sprach er: Halten Sie mir es zu Gute, wenn ich gezwungen bin, eine Indiscretion zu begehen. Zufällige Erzählungen und absichtliche Erkundigungen haben mich in Kenntniß davon gesetzt, daß Ihnen selber Ihre Cousine nicht gleichgültig gewesen, daß das junge Mädchen eine Neigung für Sie gehabt hat, und eine Heirath zwischen Ihnen Beiden in der Familie gewünscht worden ist. — Er machte eine Pause und sagte dann mit eindringlicher Bestimmtheit: Doktor! heirathen Sie das Mädchen jetzt!

Ich fühlte mich allerdings von dieser Einmischung

verletzt, und das um so mehr, als es mich gegen all' mein Sträuben dennoch kränkte, von Lina so schnell vergessen zu sein. Aber das Komische, welches in der Zumuthung lag, daß ich ein Mädchen, welches mich nicht liebte, heirathen sollte, um den Stamm der Grafen vor bürgerlichem Blute zu bewahren, trug den Sieg davon, und ich sagte dem Grafen, es könne von dieser Heirath keine Rede für mich sein. Ich bäte ihn, auf diesen Gegenstand nicht mehr zurückzukommen, auf meine Vermittelung nicht zu rechnen, und mich zu entlassen.

Der Graf sah, daß es mir mit dieser Erklärung Ernst war. Er drang also nicht mehr in mich, und verlangte nur, daß ich nicht gehen solle, ohne eine Mahlzeit eingenommen zu haben. Aber ich lehnte auch diese ab, forderte nochmals den Wagen und erreichte es, daß nicht allzulange danach, das Fuhrwerk mit dem Panduren auf dem Bocke, vor dem Schlosse erschien.

Der Graf gab Befehl, seinen Flaschenkeller in den Wagen zu setzen, damit es mir an einem Imbiß, den ich nöthig haben müsse, nicht gebreche, und als der Jäger, welcher mich durch die Portraitsäle geführt hatte, die Meldung brachte, daß Alles für meine Ab=

reise bereit sei, geleitete der Graf selber, während der Jäger uns vorleuchtete, mich zum Wagen.

Als ich mich auf der Rampe vor ihm Abschied nehmend verneigte, sagte er: ohne Abschied! ohne Abschied! mein Herr Doktor! Ich besuche Sie wohl einmal in Ihrer Stadt! Es werden freilich mehr, als zehn Jahre her sein, daß ich nicht dort gewesen bin; und Sie kommen auch wieder heraus. Die Gräfin d'Altremont wollte Sie sprechen. Sie leidet an ihren Nerven, aber davon ein andermal. Die Gräfin baut große Hoffnungen auf Sie! Leben Sie wohl, mein Herr Doktor! Fahr zu!

Er winkte mir mit vornehmer Handbewegung noch einen Gruß nach, und schnell fuhr ich durch die mondeshellte Gegend, an den Ufern des Sees dahin, der Heimat zu.

Viertes Kapitel.

Ein paar Tage nach diesem Besuche in Hohensteinau hatte ich mir Alles, was mich dabei persönlich betraf, in mir zurecht gelegt, und meinem Onkel geschrieben, was ihm mitzutheilen ich für nöthig erachtete. Aber ich hatte auch mancherlei Aufklärungen über die Grillen und Schroffheiten des Grafen Joachim erhalten, und war zugleich über die Personen, welche das Schloß bewohnten, und über das Leben, welches sie miteinander führten, mehrfach unterrichtet worden.

Die Erzählungen meines alten Freundes, des Rathsmanns, der wie eine lebendige Chronik Auskunft über Alles geben konnte, was sich seit vierzig Jahren im Umkreise von sechs, acht Meilen ereignet hatte, be=

lehrten mich über das Meiste. Er hatte den Grafen seit seiner Jugend gekannt, noch vor den Zeiten, in welchen derselbe vielfach auf dem nahe gelegenen und nun halb verfallenen Lustschlosse des verstorbenen Prinzen gelebt, und wo er für einen besonderen Günstling des alten, lebenslustigen Herrn, und für einen der stolzesten und schönsten Edelleute der Provinz gegolten hatte. Schon der Vater des Grafen und der Vater meines Rathsmanns hatten Geschäfte miteinander gemacht. Als Graf Joachim die Verwaltung der Güter übernommen, war diese Verbindung fortgesetzt worden, bis eine geringfügige Streitigkeit bei einem Getreideverkauf den heftigen Grafen so leidenschaftlich gegen seinen alten Geschäftsfreund erzürnte, daß er plötzlich allen Verkehr mit demselben abbrach, und von dem Tage an die Stadt, so weit es ihn und seine Leute anging, in Bann erklärte, wie er es nun in ähnlicher Weise mit der Grenzstadt wiederholte.

Auch die Gräfin d'Altremont hatte der Rathsmann gekannt, als sie noch bei der Mutter des Grafen Joachim, mit der sie entfernt verwandt war, Gesellschafterin gewesen war. Er erzählte, wie alle Welt sich damals verwundert, als der schöne Kammerherr des Prinzen, Graf d'Altremont, Fräulein Judith ge=

heirathet hatte, die gar nicht hübsch und eigentlich verwachsen gewesen sei. Es hatte geheißen, der alte Prinz selber habe noch in seinen späten Tagen eine zärtliche Neigung für Fräulein Judith gehabt, indeß wer den Prinzen gekannt, der hätte das nicht glauben können. In Gunst sei Judith bei dem Prinzen gewesen, wie sie denn mit ihrer Klugheit die Leute immer für sich eingenommen, und vermacht habe der Prinz ihr wirklich ein ansehnliches Legat. Der Vater des Rathsmanns hatte es ihr selbst in Wechseln ausgezahlt, als der Prinz gestorben, und sie ihrem Manne nach Frankreich gefolgt war.

Auf meine Frage, wie die Gräfin denn wieder auf das Schloß und in diese Gegend zurückgekehrt sei, antwortete der Rathsmann, der Graf sei durch die Revolution ums Leben gekommen, ihre Söhne wären todt, und sie habe ihr Vermögen durch die Ereignisse in Frankreich eingebüßt. Sie sei lange in Deutschland herumgezogen, denn sie sei eine unruhige Seele, und habe den Kopf immer voll Plane. Ein paar Mal habe er ihr nach ihrer Emigration auf Befehl des Grafen kleine Summen schicken müssen, bald an diesen, bald an jenen kleinen deutschen Hof. Dann sei sie vor nun acht Jahren eines Morgens hier bei

ihm vorgefahren, und habe sich ganz genau nach Allem erkundigt, was in den Jahren im Schlosse vorgegangen sei. Er hätte ihr aber keine Auskunft geben können, denn der Graf sei damals nicht mehr nach der Stadt zu ihm gekommen, und die Gräfin sei noch an demselben Tage mit Postpferden nach Hohensteinau hinausgefahren, wo sie seitdem mit ihrer einzigen Tochter auch geblieben sei. So viel er gehört habe, lebten die Herrschaften auf gespanntem Fuße, und Graf Joachim und sein verstorbener Bruder hätten von dieser Verwandten überhaupt niemals viel gehalten. Sie habe es sich wol in ihrer Jugend zu sehr merken lassen, daß sie, obschon sie viel jünger als Graf Joachim gewesen, Absichten auf ihn gehabt habe, und, sagte der Rathsmann, als sie vor acht Jahren hier bei mir nachforschte, war sie offenbar nicht abgeneigt, sich für ihr Alter anzueignen, was sie in der Jugend nicht hatte erreichen können. Gräfin Judith hat einen harten Kopf, nur daß der Kopf des Grafen noch viel härter ist!

Der Rathsmann lachte, als er dieses sagte, und wie die Schloßbewohner mir ein Gegenstand der Neugierde geworden waren, so wurde ich nach meinem Besuch auf dem Schlosse von allen meinen Bekannten

mit Fragen und mit Nachforschungen bestürmt. Jeder wollte von mir wissen, wie ich den Grafen gefunden, was er gesagt und gethan habe. Der Eine erzählte mir, welche Bemerkungen ich würde haben machen können, wenn ich länger dort geblieben wäre; der Andere sagte, wenn ich die Gräfin d'Altremont nicht hätte kennen lernen, so hätte ich das Beste an der ganzen Partie entbehrt. Wieder ein Dritter wollte diese Scherze nicht gelten lassen. Er meinte, das Beste in Hohensteinau sei die Comtesse Eugenie, die er ein paar Mal mit dem Grafen Joachim durch die Felder habe reiten sehen, als er in der Nachbarschaft zu Gast gewesen sei, und ich sollte je eher je lieber dazuthun, der Arzt der Mutter zu werden, so verkehrt sie sei, denn ein Mädchen wie die Comtesse sei es in jedem Falle werth, daß man die Launen der Mutter dafür mit in den Kauf nehme. Alle jedoch stimmten in einem gewissen Widerwillen gegen den Grafen überein, Alle schalten ihn einen herrschsüchtigen und hochmüthigen Narren, einen Aristokraten, dessen Freude an der Willkür bis zur Tollheit gehe, und nur Mademoiselle Elfriede wich von dem allgemeinen Urtheil ab.

Man war es von ihr gewohnt, daß sie immer die

Partei und die Vertheidigung aller derjenigen übernahm, welchen einmal durch die Liebe ein Leid zugefügt worden, und des Grafen Herzensgeschichte war ihrer Zeit kein Geheimniß in der Gegend geblieben. In diesem Falle jedoch war mir die Wärme ihres Eifers überraschend. Ich stellte sie daher eines Abends, als ich sie aus dem Garten einer befreundeten Familie nach Hause führen mußte, einmal darüber zur Rede.

Erklären Sie mir, Mademoiselle, sagte ich, wie es zugeht, daß Sie mit einer so besondern Wärme die Sache eines Mannes vertreten, gegen den alle Welt so eingenommen ist? Sie haben ein weiches Herz, Sie haben wenig Vorurtheile, Sie sind gesellig und gut, Sie erkennen die Liebe als eine Gesetzgeberin für den Menschen an. Von dem Allen ist und thut der Graf das entschiedene Gegentheil. Woher also hat Ihr gutes, weiches Herz die Vorliebe für diesen Sonderling?

Woher? sprach sie mir nach, und sah mich dann mit einem Lächeln an, das ihr sehr wohl anstand und sie wesentlich verjüngte, woher mein gutes Herz eine Vorliebe für ihn hat? Lieber Doktor! Das ist leicht zu sagen. Sein Herz ist noch viel weicher als das meine, und er hatte einst eine Vorliebe für mich!

Der Graf? fragte ich erstaunt, da ich eine gewisse Bewegung in Elfriedens Stimme hörte — aber der könnte ja Ihr Vater sein!

Wenn auch! entgegnete sie, und ich konnte merken, daß sie sich zusammen nahm, um mir jene Rührung durch Munterkeit zu verbergen. Der Graf wird jetzt etwa sechs und fünfzig Jahre alt sein, und ich — dem Hausarzt macht man daraus ja kein Geheimniß — ich werde bald meinen dreißigsten Geburtstag, wenn auch nicht eben feiern, so doch begehen. Vor elf Jahren, als ich den Grafen zuletzt sah, däuchte er mir freilich älter, als er mir jetzt in der Erinnerung erscheint, und wenn es mir damals auch wirklich vorkam, als könne er mein Vater sein, so —

So? wiederholte ich erwartungsvoll.

So giebt es väterliche Freundschaften, die sehr zärtlich sein können! sprach sie schnell und lachend, während die Verlegenheit darüber, daß sie mehr gesagt, als sie beabsichtigt haben mochte, ihr eine große Anmuth verlieh.

Ich verlangte mehr zu hören, sie verweigerte es zu erzählen, und als sei ihr mit der Erinnerung an ihre erste Jugend auch die Koketterie derselben wiedergekommen, sagte sie: es ist davon nicht viel zu reden!

Sie kennen uns Frauen ja! Seinem ersten Verehrer wird kein Mädchen jemals gram! Er ist und bleibt eine unserer angenehmsten Erinnerungen, und Graf Joachim war in der Zeit, von der ich rede, wirklich noch ein Mann, der wohl gefallen konnte. Dazu hatte seine Vorliebe für mich einen Beweggrund, der mich rührte; er fand, und der junge Graf hat mir später einmal dieselbe Bemerkung gemacht, er fand, daß ich der Mutter des jungen Grafen ähnlich sähe!

Heiter gelaunt, wie wir Beide es waren, behauptete ich, daß sich hinter diesen leicht hingeworfenen Reden, ein wärmerer Antheil für den Grafen verberge, als sie eingestehen wollte. Sie zuckte mit den Schultern.

So sind die Männer! sagte sie, ich glaubte sonst immer, mit der Wahrheit käme man bei ihnen durch, und man thue klug, ihnen dieselbe ganz zu sagen, um allen ihren Vermuthungen und Deutungen damit ein Ende zu machen. Ich habe mich aber darin geirrt! Es bleibt mir denn Nichts übrig, als Ihnen zu versichern, daß nur die Ungerechtigkeit der Leute gegen den Grafen mich für ihn sprechen, und daß nur der heiter verlebte Abend mich so kindisch von ihm reden machen konnte.

Wir waren unterdessen vor dem Hause ihrer Eltern

angelangt. Ich gab ihr ihren Strohhut, den ich ihr mit ihrem Spitzentuche getragen hatte. Sie dankte mir, strich mit den beiden Händen die langen braunen Locken zurück, welche ihr Gesicht zum Theil verhüllten, und als dabei das Mondlicht zufällig über ihr Antlitz fiel, und ich sie ansah, konnte ich mir denken, daß sie einmal noch viel hübscher gewesen sein müsse, als ich es bis dahin geglaubt hatte.

In meiner Wohnung fand ich, wie ich es erwartet hatte, Briefe aus Berlin vor, aber es war nicht der Brief von meinem Onkel, auf welchen ich gerechnet hatte, sondern ein Schreiben, dessen Handschrift mir bekannt erschien, ohne daß ich hätte sagen können, von wem er komme. Ich erbrach das Siegel, der Brief war vom Grafen Eckbert, und er enthielt zu meiner nicht geringen Verwunderung eine Einlage von Lina, von welcher ich seit Jahr und Tag keine Zeile empfangen hatte.

Der Brief meiner Cousine war wie alle ihre Briefe, lang und leidenschaftlich. Sie klagte sich mit einer gewissen Selbstgefälligkeit des Treubruchs an, welchen sie gegen mich begangen. Sie sagte mir, wie sie mit sich gekämpft habe, mir ihr Wort zu halten, wie unmöglich ihre Leidenschaft für Eckbert ihr dies gemacht.

Sie schilderte mir das Glück, welches diese leidensvolle Liebe ihr bereite, und betheuerte, daß Nichts sie in demselben stören könne, daß sie selbst alle den Hindernissen gegenüber, welche die Tyrannei des Grafen Joachim und die Strenge ihrer Eltern ihr und ihrem Geliebten in den Weg legten, sich als eine vom Schicksal Hochbegnadigte erscheinen würde, wenn ich ihr vergeben wollte, wenn sie denken dürfte, daß sie nicht störend in meine Zukunft eingegriffen, daß sie mein Herz nicht gebrochen habe. Sie bat mich dann feierlich, auf ihren Besitz Verzicht zu leisten, und wünschte mir ein Mädchen, daß mir sie nicht nur ersetzen, sondern das mich mehr beglücken möge, als sie es zu thun im Stande gewesen sein würde.

Es ist eine komische und doch zugleich eine halbwegs verdrießliche Lage, sich über ein Herzeleid beklagen zu hören, das man niemals empfunden, und sich einen Korb geben zu sehen, wo man keinen ernstlichen Anspruch erhoben hat. Ich kannte aber nun die Frauen schon genugsam, um zu wissen, daß sie in ihren eigenen Herzensangelegenheiten, wie in der Ansicht über die Empfindungen ihrer Geliebten und ihrer Verehrer, meist weit über die Wahrheit und über die wirklichen Thatsachen hinausgehen. Ich kannte meine

phantastische kleine Cousine noch ganz besonders, und da sie mir, wie ich selber es that, eine mir passendere Lebensgefährtin wünschte, als sie mir geworden sein würde, so konnte ich mir die Sache um so eher gefallen lassen, da sie Nichts von mir begehrte, als daß ich mich trösten und ihr verzeihen sollte, was mir Beides nicht eben schwer fiel.

Die Forderungen des Grafen Eckbert waren dagegen schon bestimmter. Er wußte durch Lina, daß ich bei seinem Onkel gewesen sei, wußte auch, als hätte er meinen Brief an Lina's Vater gelesen, was zwischen mir und dem Grafen Joachim geschehen war. Es mußte also trotz dem Verbote des Medicinalraths die Trennung der Liebenden keine vollständige sein, und es lag nicht mir ob, meinen Onkel darüber ins Klare zu bringen. Graf Eckbert setzte mir sein Verhältniß zu mir mit einer gewissen Freimüthigkeit, ja mit einer freundlichen Zuversicht auseinander, die mir wohlgefiel. Er bat mich dann am Schlusse, nach beiden Seiten hin, bei meinem wie bei seinem Onkel, sein Vertreter zu werden. Er gestand mir, daß es ihm keineswegs so gleichgültig sei, auf sein Recht an Hohensteinau zu verzichten. Er halte aber seinen Onkel, dessen Jähzorn und Eigenwille nur von seiner Herzensgüte über-

troffen würden, in der That für fähig, die gethane Drohung im betreffenden Falle auszuführen, und einen Rechtsstreit zu erheben, dem er durch seine Entsagung habe vorbeugen wollen. Alles, was er für das Erste von mir erbitte, bestehe indeß darin, daß ich einen Zusammenhang mit seinem Onkel aufrecht erhalten, und denselben bewegen solle, öfter mit mir von der Angelegenheit zu sprechen. Sein Onkel sei fremder Meinung lange nicht so unzugänglich als man glaube, und grade deshalb habe er sich wahrscheinlich in früherer Zeit der Einsamkeit überlassen. Was ich für Lina und für ihn zu sprechen, was ich zu thun habe, das zu entscheiden, könne nur der Augenblick mich lehren. Er habe mich durch die Mittheilungen seiner Lina genugsam schätzen gelernt, um zu wissen, daß sie auf mich zählen könnten, und so bauten sie denn auch Beide auf mich die Hoffnung, daß ich sie und ihre Liebe zu einem glücklichen Ziele führen würde.

Der Brief gefiel mir sehr. Mehr oder weniger liebt es doch ein Jeder, das Schicksal seiner Mitmenschen zu spielen, und obschon ich eben nicht eitler als Andere war, schmeichelte mir die Rolle, welche mir in diesem Romane ohne mein Zuthun von allen Seiten zugewiesen wurde. Daß ich den Liebenden beistehen

müsse, darüber war ich auch augenblicklich mit mir einig. Nur wie ich es machen sollte, mich bei dem Grafen Joachim auf's Neue einzuführen, ohne mit einer anderen Botschaft, als mit den heimlichen Aufträgen seines Neffen betraut zu sein, das wußte ich noch nicht recht. Und eben dachte ich daran, mir ein Schreiben von meinem Onkel zu verschaffen, das in irgend einer Weise mit dieser Angelegenheit zusammenhing, als ich eine neue Aufforderung erhielt, mich nach Hohensteinau zu begeben, um die Gräfin d'Altremont zu berathen.

Der Brief gelangte mit der Post an mich. Die Gräfin hatte ihn selbst geschrieben. Im Nachsatz enthielt er die Bitte, mich, wenn es sein könne, meines eigenen Fuhrwerks zu bedienen, da die Ernte alle Pferde bis auf des Grafen Wagenpferde in Anspruch nehme. Hätte ich mich bis zum zweiten Mittage aber nicht eingestellt, so werde man mir von Hohensteinau einen Wagen senden.

So vornehm der Ton des Briefes gehalten war, hörte man ihm doch an, daß die Gräfin Schwierigkeiten wegen des Fuhrwerkes gehabt haben mußte, welche sie sehr verdrießlich machten, und da mir daran gelegen war, den Boden und die Personen, auf dem

und mit denen ich unterhandeln sollte, näher und aus eigener Anschauung kennen zu lernen, beschloß ich, dem Wunsche der Gräfin entgegenzukommen, und gleich in der Frühe des nächsten Tages hinauszufahren.

Ich machte so zeitig, als das möglich war, in der Stadt meine unerläßlichsten Besuche ab, hatte eine heiße Fahrt über die Haide, und befand mich in Folge dessen, als ich etwa gegen Mittag in den Wald hineinkam, in einem Zustande von Ermüdung, der mir die Sinne umfing, und doch nicht so tief war, daß ich nicht die Erquickung des Waldesschattens, den frischen harzigen Geruch der Bäume, und das stille Summen der Bienen und der Käfer wohlthuend empfunden hätte. Ich glaubte zu wachen, weil ich immer daran dachte, ich würde dem Schlafe nicht widerstehen können, und war ihm doch in der That schon lange erlegen, ohne es zu wissen. Erst als mein Wagen hielt, als eine Stimme dem Kutscher die Frage zurief, ob ich der Doktor sei, merkte ich an meinem Erwachen, daß ich fest und lange geschlafen hatte, denn als ich um mich blickte, sah ich, daß wir uns bereits am See, und zwar an der Mühle auf des Grafen Gut befanden.

Am Schlage meines Wagens stand der Müller, ein junger kräftiger Mann. Verzeihen Sie, Herr

Doktor! sagte er, daß ich mir erlaubte, Sie anzuhalten. Aber Noth kennt kein Gebot! Mein Junge ist mir krank, möchten Sie nicht nach ihm sehen?

Ich ließ halten und wollte aussteigen, er bat mich in den Hof zu fahren, damit man meine Pferde füttern könne, und als der Wagen nach der Mühle wendete, sah ich unter der Thüre des Wohnhauses ein junges Frauenzimmer stehen, das ängstlich meiner Ankunft entgegen harrte. Es trug einen Säugling in den Armen und ging rasch hinein, als es mich kommen sah.

In einer Stube, deren Gardinen man zugezogen hatte, lag das kranke Kind. Die Mutter saß bei ihm am Bette, seine Hand in der ihren haltend, und die junge Person, die ich vorher erblickt, stand mit dem Säugling zu Füßen des kleinen Lagers, so daß das gedämpfte Licht sie und ihre Züge mild beleuchtete.

Der kranke Knabe hatte einen Friesel, doch war der Ausschlag vollständig heraus, und das Fieber nicht beunruhigend. Ich ordnete das Verhalten an, das man zu beobachten habe, und wollte mich entfernen, als das andere junge Frauenzimmer mir den Säugling mit dem Bemerken hinhielt, ich möchte doch auch diesen zugleich in Augenschein nehmen.

Sein kleiner Mund brennt ihm sehr, sagte sie, und die Augen sind ihm so schwer und trübe, daß er sie heute noch gar nicht recht aufgemacht hat. Er wird wohl angesteckt sein!

Sie hätten ihn in keinem Falle hierher bringen sollen! bedeutete ich sie, während ich den Kleinen untersuchte.

Ja! wo soll er denn sonst bleiben? rief die junge Person mit einer mir auffallenden Lebhaftigkeit.

Bei Ihnen zu Hause entgegnete ich.

Bei mir? fragte sie, und ein Lächeln flog über ihr Gesicht, das etwas Bezauberndes hatte. Bei mir? da würden Sie schöne Augen machen, wenn ich mit ihm käme! Aber hat er den Friesel, oder hat er ihn nicht? wiederholte sie.

Ich glaube, daß er ihm in den Gliedern steckt! erklärte ich, indeß ich hätte mit demselben Rechte das Gegentheil erklären können, denn die große Schönheit der Fragerin machte mich ganz verwirrt, und ich begriff nicht, wie ich bei dem Zauber, den grade ihre noch etwas strenge und herbe Jungfräulichkeit, über sie verbreitete, sie auch nur einen Augenblick lang für die Mutter des Kindes hatte ansprechen können, das sie in den Armen trug.

So wird man wohl am Besten thun, ihn gleich niederzulegen? meinte das schöne Mädchen, und rückte die kleine weidengeflochtene Wiege hervor, die nahe am Ofen, in der Ecke des Zimmes stand, wonach es sich vor derselben niedersetzte, und das Kind auszukleiden begann.

Sie that das mit einer Ruhe und Einfachheit, als wäre es die ihr zukommende tägliche Arbeit. Man ließ sie auch gewähren, als sei man es also gewohnt. Und doch war ich jetzt, nachdem ich sie erst einmal angesehen hatte, völlig überzeugt, daß sie nicht zu der Familie des Müllers, daß sie nicht in dies Haus gehören könne.

Sie war groß und kräftiger als Mädchen in ihrem Alter es zu sein pflegen. Ihre offenen Züge, ihre blauen, großen Augen hatten etwas Strahlendes. Man konnte sie nicht ansehen, ohne seinen Sinn erhellt, ohne sein Herz erwärmt zu fühlen. So einfach und gering ihre Kleidung war, gab ihr die Flechte ihres blonden Haars, die wie eine Krone ihren Scheitel zierte, ein stolzes, königliches Ansehn.

Ein Gedanke schoß mir plötzlich durch den Kopf. Haben Sie selbst den Ausschlag schon gehabt, Gnädigste? fragte ich, und hoffte doch, ich wußte nicht

weßhalb, sie werde mir sagen, daß sie nicht die junge Gräfin sei. Aber diese Hoffnung trog mich. Denn während sie schnell erröthete, rief sie überrascht: Woher kennen sie mich? Ich habe Sie nie gesehen!

Ich sprach nur eine Vermuthung aus, zu welcher Ihr Erscheinen mich berechtigte, versetzte ich. Da dieselbe sich mir aber als begründet erweist, gnädigste Gräfin! und Ihre Frau Mutter mir die Ehre erzeigt, meinen Rath in Anspruch zu nehmen, so darf ich Sie wohl ermahnen, sich nicht hier aufzuhalten, um die Möglichkeit der Ansteckung zu meiden.

Sind Sie so furchtsam? fragte sie scherzend, und setzte dann schnell hinzu, oder denken Sie, daß es der Doktorhut ist, und nicht die eigene Zuversicht, das eigene Vertrauen, welche vor der Ansteckung bewahren? Ich habe niemals Furcht davor gehabt!

Sie hatten wohl auch nicht gar häufig die Gelegenheit sich ihr auszusetzen! wendete ich ein.

Sie irren! entgegnete Eugenie, ich habe seit Jahren den Grafen fast immer begleitet, wenn er die Kranken auf den Gütern besuchte, und nie davon Nachtheil gespürt!

Aber Sie sollten doch lieber gehen, gnädigste Comtesse! erinnerte der Müller. Wenn Ihnen etwas zu-

stieße, und die Frau Gräfin erführen, Sie hätten es sich hier geholt —

Sie dürften nicht wieder herkommen! fiel ihm die Frau in die Rede.

Macht Euch keine Sorgen! rief Eugenie, indem sie den Kleinen, den Sie ausgezogen hatte, in die Wiege legte, und diese mit einem Tuche verhing, damit das Licht ihn nicht blende. Heute braucht mich mein Kleiner und Ihr nicht weiter, und morgen werde ich thun, was mir gut dünkt. — Sie bückte sich, küßte den Kleinen, zu dem sie noch einmal hineinblickte, sagte, sich zu mir wendend: Er ist mein Pathe, und ich habe ihm meinen Namen gegeben! und reichte dann der Müllerin die Hand. Laß es sagen, wenn Etwas vorfällt, oder wenn Du Etwas brauchst! ermahnte sie, nahm ihren Strohhut, der auf dem Tische lag, und begleitete mich, von dem Dank der Leute gefolgt, zu meinem Wagen, in den sie, ohne ein Wort darüber zu verlieren, vor mir einstieg.

Ich war überrascht, als ich mich auf solche Weise plötzlich mit ihr allein befand, sie aber sprach ruhig fort, als wären wir alte Bekannte. Sie erzählte mir, daß die Müllerin mehrere Jahre die Kammerjungfer ihrer Mutter gewesen sei, daß sie selbst sie lieb habe

und fast täglich zu ihr gehe, weil die Kinder ihr solche Freude machten, und daß sie eine wahrhafte Befriedidigung darin finde, zu sehen, wie diese Familie sich durch Fleiß und Tüchtigkeit zu einem wachsenden Wohlstand verhelfe. Auch Graf Joachim nehme deshalb Theil an derselben, und fördere sie in mancherlei Weise. Er habe ihnen erst neuerdings noch einige Bienenschwärme und an zwanzig junge Obstbäume gegegeben, und es gedeihe bei ihnen Alles ganz vortrefflich.

Ich hatte noch niemals ein solches Mädchen gesehen und gehört. Sie hat sicher auch nicht viele ihres Gleichen gehabt. Bei der stolzesten jugendlichen Schönheit war sie doch einfach, nicht wie ein Kind, denn Kinder sind selten so einfach, als man sie darzustellen liebt, sondern einfach wie eine reife verständige Frau. Alles was sie sagte, war sachlich und bestimmt, sie sagte auch immer nur das, was man nicht von selber wissen konnte. Von sich sprach sie gar nicht. Sie fragte auch nicht nach mir, und ich war so hingenommen von der Lust sie anzuschauen und ihr zuzuhören, daß ich mich nicht einmal danach erkundigte, wie ihre Mutter sich befinde und weshalb man mich zu ihr gerufen habe?

Erst als wir das Schloß schon vor Augen hatten, fing sie von der Gräfin zu reden an. Sie werden meine Mutter heute wohler finden, als Sie es nach ihrem Briefe vielleicht erwarten, denn sie schrieb Ihnen, als sie sich gerade sehr übel befand! sagte sie.

Ich fragte, worin das Leiden ihrer Mutter bestehe? Sie zuckte mit den Schultern, sah mich eine Weile an, als wolle sie in meinen Zügen lesen, ob sie mir vertrauen dürfe, und meinte dann: ich habe immer gewünscht, daß meine Mutter einen anderen Arzt berathen könnte, als den Physikus, der sie bisher behandelt hat. Wie die Verhältnisse indessen lagen, konnten wir die Jahre hindurch keinen andern Arzt erlangen; und der Physikus begriff nicht, worauf es bei den Leiden meiner Mutter ankam.

Sie meinen also, daß er sie falsch behandelt hat?

Ganz falsch! rief Eugenie, denn er behandelte sie mit Arzneien, und die können gar nichts helfen. Verordnen Sie meiner Mutter eine Luftveränderung! Verordnen Sie meiner Mutter eine Badereise, einen Aufenthalt in der Residenz — was Sie wollen Herr Doktor! Aber dringen Sie darauf, daß Ihnen Folge geleistet werde, denn meine Mutter muß fort von hier.

Und weshalb das Gnädigste? fragte ich, während ich in ihr Antlitz schaute, daß sich bei der Lebhaftigkeit ihrer Rede mit hellem Roth übergossen hatte.

Wir fuhren in dem Augenblicke in den Schloßhof hinein, es waren uns nur noch einige Sekunden des Alleinseins vergönnt, und als wolle sie diese nutzen, sagte Eugenie schnell: meine Mutter hat viel Unglück gehabt, schwere Schicksalsschläge erlitten! Und sie ist lebhaft, sehr lebhaft! sie fühlt sich also hier nicht glücklich. Die Einsamkeit, die Unthätigkeit, in denen sie lebt, verzehren sie. Machen Sie, daß der Graf sie reisen, daß er sie wenigstens auf eine Weile nach der Hauptstadt gehen läßt!

Sie hatte das so entschieden gefordert, daß ich mich des Gedankens nicht erwehren konnte, sie selber trage ein Verlangen nach Berlin zu gehen, und ich meinte nicht zu irren, wenn ich es mit dem Grafen Eckbert und seinem Aufenthalte in der Residenz zusammenreimte. Wir befanden uns aber vor dem Schlosse, der Diener, welcher mich bei meinem früheren Besuche empfangen hatte, stellte sich auch heute ein, die junge Gräfin stieg, da sie auf der Seite der Rampe saß, vor mir aus dem Wagen hinaus, und ging mit der Weisung voran, daß ich ihr folgen

möge, und daß sie mich ihrer Mutter augenblicklich melden werde.

Wie man mich damals in dem Bildersaale hatte warten lassen, so ließ mich Eugenie jetzt in dem Hauptzimmer des oberen Stockwerkes zurück. Es war derselbe große Saal wie unten, aber die Wände waren blau lackirt, die Fensterläden, der Plafond, die lackirten Möbel mit Vergoldungen reich geziert, und wie die Sopha und Sessel Ueberzüge von rothem Damast hatten, so hingen auch von den hohen Bogenfenstern rothe Vorhänge herab, nur daß sie verblichener aussahen, als der Stoff der Möbel. Die Hitze in dem Raume war fast unerträglich, und doch würde die Aussicht auf den stattlichen Schloßhof und durch die Allee hinab nach dem waldumgebenen See mich überrascht haben, wäre ich nicht mit meinen Gedanken ausschließlich bei Eugenie gewesen. Bald dachte ich, wie es möglich sei, daß Graf Eckbert sich von Lina fesseln lassen, während er neben einer solchen Schönheit aufgewachsen sei, bald fragte ich mich, ob ein so klares, entschlossenes Mädchen denn Wohlgefallen an einem Manne finden könne, der nach der Schilderung des Grafen Joachim, und selbst nach manchen Stellen seines Briefes an mich, doch eine Art von Schwärmer

sein mußte. Und ich war noch im vollsten Ueberlegen, als ein Diener, ganz nach dem neuesten Styl in eleganten Häusern, in feine schwarze Tracht gekleidet, mir die Thür öffnete, welche nach der Wohnung der Gräfin führte.

Sie bewohnte die entgegengesetzte Seite von Graf Joachim. Ich hatte eine lange Reihe von Zimmern zu passiren, welche alle in dem Geschmack des Saales für einen glänzenden Empfang von Gästen eingerichtet waren, ehe ich mich dem eigentlichen Aufenthalte der Gräfin näherte. Ueberall waren, mir zu imponiren, die Gardinen aufgezogen, ich hatte, während ich wartete, das Rollen der Schnüre auf den Angeln gehört, und der Diener schritt nun langsam vor mir her, als solle und wolle er mir Zeit lassen, die Spiegel und die Wandleuchter, die gradlinigen Sophas und die Verzierungen aus natürlichen Muscheln, die alten Bilder und die Kaminschirme mit ihrer verblichenen Stickerei gehörig zu betrachten und zu würdigen. Ich stellte mir aber nur vor, mit welchen erhabenen und elegischen Empfindungen Lina in dieser erlöschenden Herrlichkeit verweilen würde, und wie unbequem sie der jungen Gräfin sein müsse, die in dem kleinen saubern Hause des Müllers, und an der

Wiege des Kindes, so sehr an ihrem Platze geschienen hatte. Mein Auge suchte sie, als ich endlich an dem noch behutsamern Auftreten des Dieners, und an seiner Handbewegung, die mich vorwärts wies, bemerkte, daß ich mich vor dem Allerheiligsten, vor dem Zimmer der Gräfin d'Altremont befände.

Es war ein großes Gemach mit zwei Fenstern und einer breiten Thüre, die auf einen Balkon hinausging. Die Fenster wie der Balkon waren von Markisen geschützt, die Thüre geschlossen, die Fenster ausgehoben, und Rahmen mit grüner Gaze überzogen in ihre Stelle eingesetzt, durch die man den Garten und die ganze ansehnliche Breite des Sees überschaute. Die Einrichtung trug, soweit sich das mit den vorhandenen Mitteln hatte bewerkstelligen lassen, ein französisches Gepräge, und verrieth zugleich einen gebildeten Geschmack, ein eigenartiges Erfindungstalent.

Am Kamine standen verschiedene Sessel und Sopha, während chinesisches und meißener Porzellan den Sims verzierte; Schränke von alter Lackarbeit und massive Lehnstühle aus Eichenholz vertrugen sich durch die Art der Aufstellung ganz wohl zusammen, und die Stelle, welche die Gräfin sich selbst bereitet hatte, sah wirklich einladend aus, denn sie ruhte, halb liegend, halb sitzend

auf einer Bergere von weißem, blau gestreiftem Gros de Tours, und hatte einen niedrigen Tisch mit beweglicher Platte neben sich, der mit Büchern und Arbeitskörben, mit Flacons und Blumenvasen beladen war. Ein rothseidener, nicht zu hoher Schirm schützte das Sopha gegen den Zug, der von der Thüre kommen konnte, und hinderte doch die Aussicht nicht. Ueberall in den Ecken, auf den Schränken und Tischen, standen Vasen voll blühender Blumen, und trotz der Luftfenster war der Duft in dem Zimmer so stark, daß er etwas Beklemmendes hatte.

Bei meinem Eintritte sah ich die Gräfin sich etwas in ihren Kissen emporrichten, aber sie sank augenblicklich, als gehe eine solche Anstrengung weit über ihre Kräfte, in ihre frühere Lage zurück, und langsam ihr Lorgnon erhebend, das sie auf mich richtete, sagte sie, französisch redend: Verzeihung, bester Doktor! daß eine arme Kranke Sie herbemüht hat, die wenig erwarten kann, durch Ihre Kunst hergestellt zu werden. Aber ich habe von Ihnen gehört, und ich weiß, es wird Ihnen lieb sein, einer Leidenden wenn auch nur Erleichterung zu gewähren.

Sie hatte das mit der feinsten, verbindlichsten Weise gesagt, dann winkte sie, daß man mir einen

Sessel ihr gegenüber hinstellen solle, hieß dem Diener, der sich ehrerbietig an der Thüre gehalten hatte, sich zu entfernen, und ließ mir Zeit sie zu betrachten.

Eine wunderlichere kleine Frau hatte ich niemals gesehen. Sie war weit unter der weiblichen Mittelgröße und außerordentlich mager. Erst in der Mitte der vierziger Jahre, sah sie beinahe wie eine Greisin aus, obschon ihr Haar noch glänzend schwarz und ihre Zähne ungewöhnlich klein und schön waren. Eine Unzahl kleiner Löckchen umgab das Gesicht, in dessen braune Haut ein leidenschaftliches Mienenspiel zahllose Furchen eingegraben hatte; und neben der stolzen gradlinigen Nase, welche Eugenie von der Mutter als schönes Erbtheil erhalten, sahen ein Paar zu nahe zusammengerückte, große, schwarze Augen, unruhig und stechend zu mir herüber. Der Mund war häßlich, das Kinn zu lang; und mit dem schwarzen Spitzentuche, das hoch oben auf dem Lockenbau der Gräfin saß, und das sie unter dem Kinn in eine Schleife zusammengeschlungen hatte, sah sie wie ein Vogel mit einem krausen Federbusche aus.

Ihre Kleidung war wie ihr Zimmer nach französischem, und zwar nach einem nicht mehr herrschenden Geschmack. Sie trug ein hellblaues Kleid von schwe-

rem Seidenstoff, das oben, wie man es auf älteren Bildern findet, viereckig ausgeschnitten, und dort eben so wie an den halblangen Aermeln mit allerlei Bändern und Zierrathen aufgeputzt war. Den entblößten Hals und die ebenfalls entblößten Arme umgab eine Mantille von schwarzen Spitzen, die noch eine Art von Spitzenkaputze hatte, aber doch die Magerkeit der Gräfin nicht versteckte. Und während so ihr Oberkörper luftig genug bekleidet war, hatte sie die Hände in einem großen Muff von Pelz verborgen, mit dem sie bei ihrer zusammengekauerten Stellung zugleich Knie und Magen bedeckte.

Ich bat sie, sich über ihre Leiden auszusprechen. Sie fing an, mir dieselben in französischer Sprache zu schildern, und ich ersuchte sie, deutsch zu reden, wozu sie sich offenbar ungern entschloß. Doch mischte sie beständig französische Worte in ihre Berichte, und ich hatte eine lange Erzählung von ihren Insomnien, von ihren Humeurs und Vapeurs, von den Fourmis und von allen jenen Zufällen anzuhören, welche jeder müßige Mensch bei einiger Aufmerksamkeit an sich entdecken, und durch seine Achtsamkeit auf dieselben nach Belieben steigern kann. Dazwischen klagte sie mir über die unregelmäßige Bewegung ihres Blutes, die

ihr Hitze in der Brust, und kalte Hände und Füße verursache, und sie damit nöthige, mit entblößtem Halse zu gehen, während sie bei der größten Wärme den Muff und warme Fußkissen nicht entbehren könne. Nachdem sie das Alles aufgezählt und mir endlich auseinandergesetzt hatte, wie diese Beschwerden mit einander zusammenhingen, sagte sie: Sie sehen bester Doktor! daß ich meinen Zustand kenne! Ich sollte also auch Resignation genug haben, mich in denselben zu ergeben! Ich sollte gefaßt darauf sein, das Hinschwinden meiner Kräfte zu sehen. Aber — sie zeigte mit ihrer Hand, deren Finger mit Ringen überdeckt waren, welche bei jeder lebhaften Bewegung derselben aneinander klapperten, auf Stirn und Herz, und wiederholte — aber hier! und hier! da ist Etwas, was mich nicht ruhen, was mich nicht ruhig krank sein und nicht sterben läßt! O! es ist ein großes Unglück, wenn die Natur einen zarten Frauenkörper mit einem starken Geiste, mit einer glühenden Einbildungskraft, mit einem leidensfähigen Herzen geboren werden läßt. Meine Seele ist zu einer Herrscherin angelegt oder zu einem Dichter, und ich wurde ein armes, ein schwaches, ein unglückliches Weib!

Sie warf sich, nachdem sie diese Worte mit gro-

ßem Pathos ausgesprochen hatte, ganz erschöpft zurück, die Thränen brachen aus ihren Augen, und als fürchte sie eine Ohnmacht, zog sie aus dem Korbe, der neben ihr stand, ein Fläschchen mit sel volatile hervor, das sie an ihre Nase hielt. Ich ergriff ihre Hand, ich bat sie, sich zu beruhigen.

Ruhe! rief sie, sehen Sie denn nicht, daß ich zum Tode matt, daß ich einer Ohnmacht nahe bin?

Ich fühlte ihren Puls. Er war kräftig und gleichmäßig, wie man es nur wünschen konnte. Noch während ich ihre linke Hand gefaßt hielt, hob sie mit der rechten das Lorgnon an ihr Auge, und betrachtete mich mit vornehmer Unverschämtheit.

Das Glas stört mich, gnädigste Gräfin! sagte ich, und nahm es ihr ohne Weiteres aus der Hand.

Verzeihen Sie! meine Augen sind von meinen Insomnien schwach geworden! versetzte sie, indem sie das Glas augenblicklich sinken ließ. O! wenn Sie wüßten, wie viel lange Nächte diese armen Augen mir haben zum Lesen dienen müssen, nur damit ich mir selber entfliehe!

Sie seufzte und brach ab. Ich drängte sie für's Erste noch mit keiner Frage, die sich auf ihr Seelenleiden richtete, ich beschäftigte mich nur mit ihren

Schmerzen und Unbequemlichkeiten, ich erkundigte mich nach ihrem Alter, nach ihrer Lebensweise, nach ihren früheren Gewohnheiten. Sie fand offenbar eine Genugthuung darin, in solcher Weise angehört zu werden, und von sich sprechen zu können, und da von einer wirklichen Krankheit, oder von einem Leiden, bei dem irgend ein Medikament eine augenblickliche Hülfe schaffen könnte, nicht bei ihr die Rede war, so machte ich eine kleine Anordnung, welche mit den Mitteln aus der Hausapotheke zu befolgen war, und erklärte darauf, daß ich mir noch kein Urtheil über ihren Zustand bilden könne. Ich müsse wiederkehren sie öfter zu sehen, ehe ich eine feste Meinung zu äußern, und eine bestimmte Kur zu verordnen wagen dürfte, die wahrscheinlich nöthig sein würde.

Sie schien damit auch vollständig zufrieden, denn sich huldreich gegen mich verneigend, sagte sie: ja, lieber Doktor! kommen Sie wieder. Für mich, für eine Kranke, der ihr Verstand es nicht erlaubt, mit ihren Leiden an das Kreuz und zu der Tröstung eines Beichtigers zu flüchten, für die ist schon der Zuspruch eines verständigen Arztes wie Sie, eine Art von Linderung. Ich hatte schon immer das Verlangen Sie zu sehen. Es geht Ihnen ein guter Ruf vorauf.

Aber die Verhältnisse, in denen ich mich befinde — die Sonderbarkeiten des Grafen — —

Sie brach ab, und erwartete eine Frage oder mindestens irgend ein Zeichen des Erstaunens. Da sie keines von beiden von mir erlangte, stand sie auf, und rief, sich selbst zurechtweisend: es ist besser nicht davon zu reden, und das um so mehr, als Sie sicher davon unterrichtet sind, daß wir hier wie auf einer Insel, wie in einer blokirten Festung leben! —

Jetzt machte ich das erstaunte Gesicht, auf das sie vorher gerechnet hatte, und mit einer Schnelligkeit, die man ihr nach ihrer schmachtenden Hinfälligkeit gar nicht zugetraut hätte, trat sie plötzlich dicht an mich heran, sah mit ihren scharfen Vogelaugen, ohne an das Lorgnon zu denken, fest zu mir empor, gab mir mit dem Fächer, der ihr an einer seidenen Schnur bis dahin am Arme gehangen hatte, einen leichten Schlag und rief: brav, mein Herr Doktor! das lobe ich mir! Sie sind diskret!

Meine gnädige Gräfin! versetzte ich, ich glaube das allerdings von mir behaupten zu können, die Diskretion ist eine Pflicht des Arztes, aber was sie in diesem Augenblicke veranlaßt, mich für diskret zu halten, weiß ich nicht!

Excellent! Excellent! Herr Doktor! rief sie noch lebhafter, und ein helles aber leises Lachen begleitete die Worte. Sie sind nicht gemacht in diesen märkischen Haiden zu verderben, so wenig dazu gemacht als ich! Und wer weiß es, ob ich Ihnen nicht noch einmal dazu verhelfe, sich auf einem Ihnen angemessenen Terrain ein Sort zu machen! Nur freilich -- sie fiel wieder in ihren leidenden Ton zurück — nur freilich müssen Sie mich erst so weit bringen, daß ich diese Stille entbehren, den Verkehr mit Menschen wieder ertragen lerne! Acht Jahre! Acht Jahre voll Leiden in einsamer Gefangenschaft sind eine lange Zeit.

Sie setzte sich wieder, steckte die Füße mit den Absatzschuhen wieder in das Fußkissen, nahm den Muff wieder vor, und hörte wohlgefällig meinen ermuthigenden Zuspruch an. Inzwischen war es drei Uhr geworden, und ich hatte von Minute zu Minute erwartet, die Tochter eintreten zu sehen, aber es hatte sich Nichts geregt. Endlich öffnete sich die Thüre und derselbe Diener, der mich zu der Gräfin geführt hatte, machte die Meldung, daß das Mittagbrod servirt sei. Ich erhob mich, die Gräfin verlangte meinen Arm.

Sans cérémonie! sagte sie, Sie speisen mit uns!

Aber Sie müssen es vergessen, daß Sie in dem Schloß des Grafen verweilen. Sie speisen bei einer armen Emigrantenwittwe, welche selbst nur das Gnadenbrod in dem Hause ihrer Anverwandten ißt. Dazu gehört Philosophie Herr Doktor! Philosophie, setzte sie hinzu, und Selbstachtung! Kommen sie Herr Doktor!

Sie richtete sich so stolz empor, als ihre kleine Gestalt das irgend zuließ, und wir gingen in das Nebengemach, in welchem die Tafel für drei Personen hergerichtet war.

Fünftes Kapitel.

Mit uns zugleich trat durch eine gegenüberliegende Thüre Eugenie ein. Ihre Schönheit war mir schon am Morgen in dem geschlossenen Kleide von grauem Leinen überraschend gewesen, jetzt machte sie mich, so viel schöne Frauenzimmer ich auch auf meinen Reisen und in meiner Heimath gekannt hatte, beinahe fassungslos. Sie hatte ein glattes weißes Kleid an, und einen Strauß von Kornblumen vor der Brust. Kein Schmuck, kein Zierrath war an ihr zu sehen, aber diese Arme, dieser Busen, dieses Antlitz bedurften keiner Verschönerung, Eugenie war eine vollkommene Schönheit.

Sie kam der Mutter entgegen und küßte ihr, sich neigend, die Hand. Die Gräfin berührte mit ihren

schmalen Lippen flüchtig die weiße Stirne ihrer Tochter. Ich hätte das verhindern mögen. Sie wünschten sich einen guten Morgen, und es war doch schon drei Uhr.

Ich konnte Dich heute noch nicht sehen, mein Kind, ich war zu angegriffen! sagte die Gräfin. Ich hoffe, Du hast Deine Promenade gemacht und Deine Studien absolvirt.

Ja! meine Mutter! entgegnete die Schöne, und verneigte sich, da ich ihr als neuer Arzt des Hauses vorgestellt wurde. Sie erwähnte aber unserer früheren Begegnung nicht, und ich fand darin eine Weisung, sie ebenfalls geheim zu halten.

Die Tafel war mit Geschmack gedeckt. Stattliches altes Porzellan und ein Paar große Vasen voll frischer Blumen schmückten sie. Der Diener wartete gewandt und leise auf. Der Speisen waren nicht viele, und keine, welche das Gut nicht selbst geboten hätte; aber sie waren wohlschmeckend und gewählt, und man hatte in jedem Augenblicke das Bewußtsein, sich an dem Tische einer sorgsamen und vornehmen Hausfrau zu befinden.

Die Gräfin führte die Unterhaltung fast allein. Es gewährte ihr Genuß sich sprechen zu hören, denn

sie drückte sich leicht und vortrefflich aus, und mir noch größeren Genuß zu schweigen und ihre Tochter anzustaunen, die achtsam die Bedürfnisse ihrer Mutter zu errathen, und ihnen mit anmuthiger Geschicklichkeit zuvorzukommen wußte. Man konnte merken, welche Ansprüche die Gräfin zu machen gewohnt war.

Im Laufe des Gespräches erwähnte die Gräfin mehrmals des Grafen Joachim, und trotz der achtungsvollen Haltung, welche die Gegenwart ihres Dieners ihr auferlegte, hörte man allen ihren Aeußerungen über den Grafen die Bitterkeit und den mühsam unterdrückten Spott an. Auf meine Frage, ob der Graf unpaß sei, oder sich auswärts befinde, da ich ihn nicht an der Tafel sähe, antwortete sie: unpaß? der Graf unpaß? das macht mich seit langer Zeit zum ersten Male lachen! Der Graf hat die Gesundheit eines Hünen! Und verreist? Wohin könnte er gehen, da er alle Ortschaften und Menschen in der Umgegend allmälig in die Acht erklärt hat. O! nein! rief sie, französisch sprechend, um den Diener nicht hören zu lassen, was sie sagte, der ist im Schlosse und befindet sich ganz vortrefflich. Aber wie eine Gottheit erscheint er seinem Volke nur für Augenblicke. Im Winter zeigt er sich mir um vier Uhr und geruht eine Tasse Kaffee

bei mir anzunehmen. Im Sommer erscheint er mir eine Stunde später in der großen Laube, und hinge es von ihm selbst ab, ich glaube er würde der Sonne befehlen unterzugehen, wenn er sich unsern Blicken zu entziehen für gut erachtet.

Sie begleitete diese satyrische Aeußerung mit ihrem sonderbaren leisen Lachen, aber Eugenie war roth geworden. Ich sah einen Zug von zorniger Verlegenheit in ihren Mienen, und ihr leise mahnendes: aber liebe Mutter! erhöhte nur die Lebhaftigkeit der Gräfin, die jetzt, da sie einmal angefangen hatte französisch zu sprechen, offenbar ihrer Lust sich mitzutheilen, und ihrer Lust am Spotte kein Ende finden konnte.

Ich erfuhr auf diese Weise, daß Graf Joachim Eugeniens Vormund sei, daß er ihre Erziehung ganz nach seinem Sinne und fast gegen die Ansichten ihrer Mutter gemacht habe, daß die junge Gräfin zu ihrem Vormunde wie zu der Quelle aller Weisheit und Güte empor sehe, und daß sie das einzige lebende Wesen sei, welchem der Graf persönliche Freiheit gestattete. Dazwischen erwähnte die Gräfin selbst doch wieder des Grafen mit großer Lobpreisung, und es fiel mir auf, als sie die Behauptung aufstellte, er habe Unrecht gethan, sich seiner Güter zu entäußern, die

in ihm einen so trefflichen Herrn gefunden haben würden.

Eugenie fiel hie und da der Mutter mit einem ablenkenden Worte, mit einer mildernden Erklärung in die Rede, besonders wenn Jene irgend eine Anschuldigung gegen den Grafen machte. Einmal sagte die Mutter: Der Graf ist aus Verachtung der großen Welt, aus Geringschätzung der Menschen zu einem halben Wilden geworden, und Sie werden bald einsehen, fügte sie mit einem Achselzucken hinzu, daß meine arme kleine Eugenie unter seiner Leitung mehr die Natürlichkeit eines Waldfräuleins als die Allüren einer Dame angenommen hat. Sie betrachtete dabei die Tochter durch das Lorgnon, und ihr Spott, der selbst das eigne Kind nicht zu verschonen wußte, hatte mir etwas sehr Widerwärtiges.

Eugenie errieth den Eindruck, den ich empfing, und ihre blauen Augen zu mir richtend, sagte sie: Mama meint das nicht böse! Sie können mir übrigens glauben, daß ich, was auch an meiner Erziehung fehlen mag, doch wenigstens gelernt habe, diejenigen zu lieben, die Liebe und Dank von mir verdienen!

Sie war dabei bewegter als sie es zeigte, und in

diesem Augenblicke kamen mir des Grafen Worte: lieber heirathe ich Eugenie! unerwartet wieder in den Sinn. Es fiel wie Schuppen von meinen Augen. Ich begriff nicht, wie ich diese Aeußerung so lange hatte vergessen können. Dies Mädchen mußte ja ein Jeder lieben und begehren, alt wie jung, und Graf Joachim konnte jene Aeußerung damals nicht gethan haben, wenn der Gedanke ihm nicht ein sehr vertrauter war. Aber wußte Eugenie das? Und wenn sie es wußte, was dachte sie davon? Hing ihr Verlangen sich mit der Mutter von dem Schlosse zu entfernen, vielleicht mit diesen Absichten ihres Vormundes zusammen?

Je mehr ich darüber nachsann, um so wahrscheinlicher wurde mir dies Letztere, und in den Wunsch Eugenien zu Hülfe zu kommen, mischte sich die Schadenfreude, welche fast jeder junge Mann empfindet, wenn er die Pläne eines alten Mannes auf ein so schönes Mädchen scheitern machen kann.

Darüber war es vier Uhr geworden, die Tafel war beendet und die Gräfin schlug mir vor, sie in den Garten zu führen. Auf meinen Arm gestützt, machte sie eine Promenade durch den ganzen weitläufigen Park, während ihre Tochter angewiesen wurde, in der

Laube für des Grafen Vespermahlzeit Sorge zu tragen. Auf diesem Spaziergange mit der Gräfin erfuhr ich aus ihren Mittheilungen und gelegentlichen Aeußerungen fast Alles, was ich über den Charakter der einzelnen Personen, welche dieses Schloß bewohnten, und über ihr Verhältniß zueinander nur zu wissen verlangen konnte.

Die Gräfin begann damit, mir von dem Prinzen zu erzählen, der, ein naher Anverwandter des Herrscherhauses, hier in der Nähe auf einem königlichen Schlosse Hof gehalten hatte. Sie nannte ihn einen tapferen und gelehrten, aber noch in seinen späten Jahren lebenslustigen und galanten Herrn, der es als eine ihm gebührende Huldigung forderte und ansah, daß der hohe Adel der Umgegend sich viel an seinem Hofe zeigte. Er hatte eine große Vorliebe für französische Sprache und Bildung gehabt, und also beständig eine Menge von Franzosen um sich versammelt, welche mit ihrer Beweglichkeit dem Leben in dem Schlosse einen erhöhten Reiz verliehen. Eine Lustbarkeit, ein Fest folgte dem Andern, die Gesellschaft, welche das Schloß besuchte, verfeinerte sich in ihren Umgangsformen unter des Prinzen Augen ungemein, der Ton, der Verkehr, waren dort so leicht und an=

genehm als möglich, aber weder das Vermögen noch die Sittlichkeit des Kreises gewannen dadurch. Der Prinz war nicht strenge in den Anforderungen, welche er an die Moralität der Menschen stellte. Die Männer machten sich also ein Bewußtsein daraus, unternehmend zu sein, die Frauen setzten eine Ehre darin zu gefallen und zu fesseln. Und da der Prinz sich selber gerne fesseln ließ, da die Männer es nicht scheuten, in Banden geschlagen zu werden, welche ihr Gebieter immer mit Vergnügen trug, bis er sie zu lösen für gut erachtete, so folgte man damals dem fürstlichen Beispiele von allen Seiten bereitwillig nach, und die Herzensbündnisse wurden in dem Kreise mit derselben Leichtigkeit geknüpft und gelöst, mit welcher man eine Vergnügungspartie verabredete oder wieder aufgab, wenn eine genußversprechendere sich eben darbot.

Mit jedem Lebensjahre des Prinzen stieg aber sein Verlangen, durch eine heitere Beflügelung der Stunden das Hinschwinden der Zeit zu vergessen, während er zugleich Philosoph und Satyriker genug war, um über die Vergänglichkeit aller Dinge zu spotten, und einen Trost über das ihm nahe bevorstehende Ende, in seiner endenden Genußfähigkeit zu finden.

Graf Joachim kehrte um diese Zeit von einer längeren Reise in das Ausland zurück. Er war dreiunddreißig Jahre alt und hatte England und Frankreich gesehen. Obgleich die Gunst des Prinzen ihm jetzt noch in erhöhterem Maße zu Theil ward als früher, schien der Graf sich doch nicht mehr mit der früheren Leichtigkeit und Unbefangenheit in den Zerstreuungen und in der Lebensweise des kleinen Hofes zu behagen. Sein einziger Bruder, um acht Jahre jünger als er, und von dem Grafen mit einer fast väterlichen Zärtlichkeit geliebt, war in dessen Abwesenheit von seinem Regimente zurückgekommen. Er hatte sich dem Prinzen angeschlossen, und sei es, daß Graf Joachim für sich selber der lauten Geselligkeit und des raschen Wechsels der Genüsse müde geworden war, sei es, daß er für den jüngeren und zarter organisirten Bruder Gefahren und Uebersättigung in diesem Kreise fürchtete, er stand ein Nüchterner unter Aufgeregten da. Er fand an seiner Mutter eine Stütze, und die Brüder fingen bald nach des älteren Grafen Heimkehr an, sich von des Prinzen Hofhaltung geflissentlich zurückzuziehen, als die achtzehnjährige Judith, nach einer Aufforderung des Prinzen, der von ihrem Geiste hatte sprechen hören, eben in derselben aufgetreten war.

Daß sie nie hübsch gewesen sein konnte, sah man ihr an, aber sie mußte dem Prinzen durch ihre schlagfertigen Antworten und durch ihre anregenden Gedanken bald zu einer unentbehrlichen Gesellschafterin geworden sein, und es hatte, wie sie behauptete, nur an ihr gelegen, daß die Neigung und das Wohlgefallen, welches sie dem alternden Fürsten einflößte, nicht eine andere Gestalt und eine andere Färbung erhalten.

Nach ihrer Weise zu erzählen konnte man sich denken, daß sie anziehend und anregend gewesen sein mußte. Sie verstand die große Kunst durch Verschweigen zu reizen, und durch Andeutungen errathen zu lassen, was sie verstanden haben wollte. Sie sprach es nicht aus, daß sie den Grafen Joachim geliebt habe, daß sie sich von ihm ausgezeichnet geglaubt, sie sagte auch nicht, daß sie den Grafen d'Altremont, den Kammerherrn des Prinzen ohne Neigung geheirathet hätte. Es blieb mir überlassen zu vermuthen, ob sie ihre Ehe aus gekränkter Liebe, oder auf den Wunsch des Prinzen geschlossen habe, der sie dauernd in seiner Nähe festzuhalten wünschte.

Sie erwähnte nur flüchtig, daß Graf Joachim sich kurz vor ihrer Verheirathung verlobt habe, und eben

so hingeworfen sprach sie es auch aus, daß er bei einem Schauspielabende am Hofe, bei dem der junge Graf und die Braut seines Bruders ein Paar unglückliche Liebende dargestellt hätten, die Leidenschaft seines Bruders für seine Braut ganz plötzlich inne geworden sei. — Sie lachte nur bei der Erzählung, und zwar mit einem Lachen, das mich geneigt machte, ihr einen Antheil an der Entdeckung zuzutrauen, welche Graf Joachim's Leben umgestaltet hatte.

Nach des Prinzen Tode, nach der Hochzeit des jüngeren Grafen, die ziemlich zusammen gefallen waren, hatte Graf d'Altremont sich nach Frankreich zurückgezogen, und in Paris eine ansehnliche Stellung neben einer der Tanten des Königs eingenommen. Aber die Gräfin gedachte seiner nicht viel. Sie sprach nur von dem Einflusse, welchen sie auch in ihrer neuen Umgebung erlangt, von den Aussichten, welche ihr für ihren Gatten von hoher Hand eröffnet worden waren, als die Revolution und ihres Mannes Tod, allen ihren Hoffnungen ein Ende setzte, und sie nöthigten, nach Jahren des Umherwanderns, Schutz und Hülfe bei ihren Verwandten in Deutschland zu suchen.

Der Bruder und die Schwägerin des Grafen Joachim lebten nicht mehr, als die Gräfin d'Altre-

mont in der ersten Hälfte der neunziger Jahre wieder in Hohensteinau erschien. Graf Joachim wohnte einsam mit seinem Neffen in dem Schlosse. Er unterrichtete ihn selbst, das Leben war einförmig und still wie in einem Kloster.

Ohne bestimmte eigene Wünsche, mit jener Philosophie, welche das Geringe gering achtet, weil sie das Große und das Unschätzbare nicht erreicht hat, war Graf Joachim ein sehr bedürfnißloser Mann geworden. Wem das aber begegnet, ohne daß Liebe und Glück ihn mit den Menschen aussöhnen, der verliert die Neigung, mit ihnen zu verkehren.

Dazu fand er, als er nach dem Tode seines Bruders die Verwaltung der Güter übernahm, daß eine schwere Schuldenmasse, von Jahr zu Jahr gehäuft, auf ihnen lastete. Sein Ehrgefühl wie seine Liebe für den Neffen trieben ihn an, ihre Tilgung zu unternehmen. Graf Joachim besaß nur eine ansehnliche Leibrente, er wünschte seinen Neffen reich zu machen. Seine Vorgänger waren verschwenderisch gewesen, und hatten sich in Sorgen und Widerwärtigkeiten gestürzt; Eckbert sollte sparsam werden, um frei und ohne Hinderniß zu sein. Die strengste Wirthschaft, die überlegteste Sparsamkeit wurde auf den Gütern eingeführt.

Der Graf schaffte allen Luxus, alle überflüssige Dienerschaft ab. Er nahm den wenigen Leuten, welche er behielt, die Livreen mit den Farben seines Hauses, und weil in seinem Charakter ein Hang zur Willkür herrschte, hatte er allmälig angefangen, seine Diener aus der sogenannten Monturenkammer des Schlosses zu bekleiden, in welcher eine Laune seines Vaters eine Menge der verschiedenartigsten Uniformen aufgehoben hatte, die von seinem Regimente in den Kriegen als Beute zusammengebracht worden waren.

Die Dienerschaft von Hohensteinau, die mitten im Alltagsleben gleichsam im Maskenkleide umherging, wurde dadurch das Gespött der Umgegend. Man verhöhnte die Equipage des Grafen, wenn ein Pandur sie kutschirte, ein Diener in alter französischer Jägeruniform die Thüren derselben öffnete. Indeß man bewies darum dem Grafen, wenn man mit ihm zu verkehren hatte, nicht weniger Ehrfurcht und Achtsamkeit, und sein stolzer, aristokratischer Sinn fand einen Genuß darin, sich in solcher Willkür zu bewegen. Die Willkür aber ist wie ein tückischer Sklave. Sie wird der Herr des Menschen, der sich ihr überläßt, sie treibt ihn weiter als er denkt, sie unterjocht ihn, und von dem Ungewöhnlichen zu dem Ueblichen,

von der Sonderlichkeit in die Allgemeinheit zurückzukehren, ist schwerer als man glaubt.

Was dem Grafen Anfangs zu thun beliebte, weil es eben sein Einfall und sein Wille war, das legte sich ihm bald als eine Verpflichtung auf sein Leben. Eine einzelne, absichtliche Ungewöhnlichkeit verspottet man als Narrheit. Ueber ein System von Narrheiten fängt man zu grübeln, das fängt man allmälig zu respektiren an; und wollte Graf Joachim nicht für einen Narren gelten, so blieb ihm bald nichts andres übrig, als ein bewußter Sonderling zu werden.

Frei zu sein, und Niemandem etwas zu verdanken, schien ihm das höchste Glück des Edelmannes. Befehlen und beglücken zu können, so weit die Grenzen seiner Güter reichten, das größte Glück des Gutsbesitzers. Seine Güter so viel als möglich unabhängig von dem Verkehr mit der Nachbarschaft zu machen, war sein Stolz. Er wurde ein leidenschaftlicher Landwirth. Er legte Brennereien und Brauereien an. Er hatte eine Schmiede und eine Mühle, er hatte Handwerker aller Art auf seinen Gütern. Selbst für die Bedienung in seinem Hause wählte er nur Leute, welche daneben ein Gewerbe ausüben konnten. Sein Kammerdiener war sein Schneider, sein Gärtner machte Glaserarbeit.

Der Jäger verstand das Korbmachen, sein Koch hatte sich unter seiner Leitung allmälig zu einem Tausendkünstler ausgebildet. Die Leinwand, in welche Graf Joachim sich kleidete, die Stoffe, welche zu seinen Hausanzügen verwendet wurden, mußten im Schlosse gewebt sein, und fehlte diesen Fabrikaten auch viel, um vollendet zu sein, war des Grafen Tracht dadurch auch nicht eben modisch, so hatte er in derselben doch das Bewußtsein, daß er die Freiheit besitze, nach keinem fremden Urtheil fragen zu müssen.

Kleine Mishelligkeiten, welche aus dieser auf sich selbst gestellten Lebensweise mit den benachbarten Edelleuten entstanden, hielt sein Stolz ihn auszugleichen ab. Sie wurden bald zu einem Bruche. Sich selbst genug, trug der Graf kein Verlangen nach Geselligkeit, und bei dem einsiedlerischen Sonderlinge fand auch die Lebenslust der Nachbarn ihre Rechnung nicht. Nur seinem Neffen zu Liebe war er früher bisweilen nach der Stadt gekommen, und hatte dann die Geschäfte mit dem Rathmann persönlich abgemacht. Indessen als die Gräfin d'Altremont nach Hohensteinau zurückgekehrt war, hatte er bereits auch mit dem alten Geschäftsfreunde jeglichen Verkehr abgebrochen, und das Schloß war einsam, als läge es auf einer wüsten

Insel, als die Gräfin es nach langer Entfernung mit ihrer Tochter zum erstenmale wieder betrat.

Der Graf empfing sie höflich, aber ohne ein Zeichen der Freude, ohne ein Zeichen der Bewegung, ohne eine Erinnerung an die Tage, in denen sie hier mit ihm, mit seinen Eltern und mit seinem Bruder gelebt. Er hatte ihr zugesagt, daß sie eine Heimat in dem Schlosse finden solle, er gewährte ihr diese, indeß, sie hatte sie nur in seinem Hause, nicht in seiner Neigung. Er sonderte von Anfang an ihr Dasein und das seine auf das Bestimmteste. Er ließ sie wählen, wo sie wohnen wolle, er theilte ihr einen Diener und ein Mädchen zu, er bat sie, ihre Lebensweise nach ihrem Bedürfniß einzurichten, aber er erklärte ihr, daß er in seinen Gewohnheiten nicht gestört sein wolle, und verlangte ausdrücklich, daß die Gräfin sich aller Einwirkung auf die Erziehung seines Neffen enthalten solle.

Gern oder ungern mußte sie das auch eingehen. Sie hatte, was sie seit Jahren schwer entbehrt, einen festen Wohnsitz, ein gesichertes, wenn auch nicht großes Einkommen. Sie hatte damit den Punkt, auf dem sie stand. Sie traute es sich also zu, die Welt in der sie lebte, aus ihren verrosteten Angeln zu heben, sie war

entschlossen, nicht immer der Gast dieses Schlosses zu bleiben, nur wie sie es anfangen sollte, seine Herrin zu werden, das wußte sie nicht gleich.

Das einsame Leben in demselben war ihr unerträglich. Der Graf hinderte sie nicht, Besuche zu machen. Sie lud Gesellschaft ein. Der Graf machte keine Einwendungen, er selbst aber ließ sich vor den Gästen nicht erblicken, auch sein Neffe durfte nicht erscheinen, und die Gräfin mußte sich bald überzeugen, daß es ihr unter solchen Verhältnissen unmöglich falle, eine neue Geselligkeit in dem Schlosse zu erwecken.

Damals regte sich der Gedanke in ihr, sich für ihre Einsamkeit in einer Ehe mit dem Grafen Trost zu suchen, indeß ihre feinsten Plane scheiterten an seiner ruhigen Beobachtung. Ihre Schmeicheleien glitten an seiner Kälte ab, und man blieb nur beisammen, weil die Gräfin sich der Wohlthaten des Grafen nicht berauben, weil er ihr nicht entziehen mochte, was er ihr einmal zugesagt hatte. Aber unter den Formen der aufmerksamsten Höflichkeit faßte in dem Grafen und in der Gräfin eine Abneigung gegen einander Platz, die um so tiefer eindrang, jemehr Beide sie zu verbergen strebten.

Dadurch enstand das sonderbarste Leben in dem Schlosse. Der Graf that für die Gräfin, was er konnte. Sie sollte sich über ihn nicht zu beschweren haben, damit er sich beklagen dürfe, wenn sie von ihrer Seite ihm den geringsten Anlaß dazu darbot. Die Gräfin, ebenso vorsichtig und noch berechnender als der Graf, hielt ihre Versprechungen, soweit sie äußerlich zu kontrolliren waren, mit größter Gewissenhaftigkeit aufrecht. Man lebte in den beiden verschiedenen Etagen ganz abgesondert und auf ganz verschiedene Weise. Man vermied sich, wenn man sich außer den festgesetzten Stunden einmal begegnete, und dennoch fand sich immer wieder Stoff, die gegenseitige Unzufriedenheit zu nähren.

Dem Grafen war die Etiquette, welche die Gräfin aufrecht erhielt, zuwider; die Gräfin verabscheute die geflissentliche Schlichtheit und Derbheit des Grafen. Unmerklich suchte er Eugenien einen Widerwillen gegen die sogenannten höfischen Sitten, gegen die vornehme Welt, gegen die müßige Schwäche und Kränklichkeit ihrer Frauen einzuflößen; unmerklich suchte die Gräfin dem jungen Eckbert Neigung für die Verfeinerung des Lebens, für Literatur und Kunst beizubringen, und ihm die Liebe als das höchste Glück

des Lebens darzustellen. Der Graf wollte Eugenien vor den Verkehrtheiten ihrer Mutter bewahren, die Gräfin wollte den jungen Eckbert seinem Onkel entfremden. Er handelte nach einer uneigennützigen Ueberzeugung, und sie nach einem wohlbedachten eigennützigen Plane.

Zwischen diesen beiden Parteien, die wie streitführende Mächte während eines nothwendigen Waffenstillstandes, ängstlich ihre Grenzen überwachten, immer eines Anfalls gewärtig, immer zur Abwehr gerüstet, wuchsen Eckbert und Eugenie heran, und wurden dadurch Beide früher zu einer selbständigen Entwicklung hingedrängt, als es der Jugend in glücklicheren Familien zu geschehen pflegt. Nur wirkten die Eindrücke, welche sie empfingen, je nach ihren Anlagen verschieden.

Die praktischen Beschäftigungen, die Ermahnungen zu einer nüchternen Anschauung der Menschen und ihrer Verhältnisse, die Abgeschlossenheit, welche der Graf seinem Neffen als Lehre und als Weisheit vorhielt, machten den weichen, schwärmerischen Jüngling sehnsüchtig nach Poesie, sehnsüchtig sich anzuschließen, und ließen ihn gleichgültig werden gegen den Reichthum, den zu sammeln er ermahnt, und gegen die Aufrechterhaltung jener Standesvorrechte, welchen der-

einst entsprechen zu können, ihm eine einsame und freudenlose Jugend aufgezwungen wurde.

Eugenie, heiter und energisch, wie ihre Mutter es einst gewesen war, aber milder und zufriedener als diese, fand es drückend die Klagen der Gräfin um eine entschwundene Herrlichkeit zu hören, und sich in dem Zwange und in den Formen einer Gesellschaft zu bewegen, in welche zurückzukehren sie wenig nahe Aussicht hatte. Von den eingebildeten Leiden ihrer Mutter, von ihren üblen Launen, von der Bitterkeit, mit welcher sie ihr Schicksal, die Welt, und vor allen den Grafen anklagte, flüchtete Eugenie sich zu diesem, um mit ihm durch Wald und Feld zu streifen, um im Hause des Pfarrers und des Amtmanns, des Küsters und des Müllers, zufriedene Menschen zu sehen, oder in die Hütten, in denen es Noth that, mit dem Grafen Trost und Hülfe zu bringen.

Eckbert war in sich gekehrt, Eugenie mittheilsam. Ihm hatten seine ersten Lebensjahre, die er mit der Mutter und mit dem Onkel in völliger Abgeschiedenheit zugebracht, die Neigung für ein stilles beschauliches Leben eingeflößt, Eugenie fühlte sich nur im Verkehr mit Andern wohl. Er suchte und strebte nach einem idealen Glücke, sie fand sich überall zu Hause und zufrieden.

Trotz dieser völligen Ungleichheit ihrer Charaktere waren Eckbert und das junge Mädchen einander gute Freunde und treue Genossen gewesen, als Graf Joachim den achtzehnjährigen Jüngling mit einem Gouverneur auf Reisen schickte, um ihn danach bis zum Zeitpunkt seiner Volljährigkeit Militärdienste nehmen zu lassen. Aber bald nachdem der Neffe ihn verlassen hatte, schien der Graf es plötzlich zu empfinden, daß er einsam sei, und Eugenie, deren heiterer Lebensmuth ihm immer wohlgethan hatte, wurde mehr und mehr seine einzige Zerstreuung und Gefährtin. Ihre Mutter ließ das geschehen. Sie fühlte, daß die Tochter ihrem Einfluß ganz entzogen wurde, aber sie verstand es, sich zu überwinden, um später zu genießen. Und weil sie selber immer nur in Planen für die Zukunft lebte, weil sie keiner unbefangenen Neigung fähig war, sah sie in dem Wohlwollen, welches Graf Joachim ihrer Tochter bewies, nur dessen Absicht, Eugenie einst mit seinem Neffen zu verbinden. Die gelegentlichen Besuche, welche Eckbert in der Heimat abstattete, hatten dieser Hoffnung Vorschub geleistet, da machte Eckbert seinem Onkel ganz unerwartet die Mittheilung von seiner Leidenschaft für eine Bürgerliche, und sprach das Verlangen aus, sich

mit derselben noch während seiner Minderjährigkeit zu verheirathen.

Anfangs hatte Graf Joachim diese Angelegenheit sehr leicht behandelt, er hatte ihrer sogar gegen Eugenien als einer thörichten Aufwallung ihres früheren Genossen erwähnt. Erst da er es gewahr geworden war, mit welcher Festigkeit sein Neffe in diesem Punkte auf seinem Willen beharrte, war sein Zorn erwacht, und von seinem Verdrusse hingerissen, hatte er einmal gegen seine Gewohnheit, in Gegenwart der Gräfin die Aeußerung gethan, wenn Eckbert vergessen könne, was er dem Namen, den er trage, und dem Geschlechte, dem er angehöre, schuldig sei, so müsse er, Graf Joachim, sich daran erinnern. Er werde das aber in einer Weise thun, welche sein Neffe nicht erwarte, welche vielleicht Niemand von ihm erwarte, und zu der er sich dennoch im vollsten Grade berechtigt finde und fühle.

Als die Gräfin in ihren verschiedenen Mittheilungen bis zu diesem Punkte gekommen war, brach sie in demselben so plötzlich ab, daß es mich nothwendig überraschen mußte, und eine Pause in der Unterhaltung eintrat. Wir waren abwechselnd umhergegangen, und hatten oftmals ausgeruht, wie sie es sich ange-

messen befunden. Nun saßen wir in einer der Lauben schweigend nebeneinander, bis sie wieder über ihre Nerven zu klagen anfing. Ich hörte das ruhig an, obschon ich den Gedanken gar nicht los werden konnte, daß Eugenie den Grafen jetzt vermuthlich bei seiner Vespermahlzeit bediene, und unwillkürlich zog ich meine Uhr heraus. Die Gräfin erhob sich darauf von ihrem Platze.

Sie haben Recht, sagte sie, es wird Zeit sein! Der Graf muß augenblicklich kommen. Seine Pünktlichkeit ist ganz unfehlbar.

Wir machten uns also wieder auf den Weg. Ich war indessen sehr zerstreut, und fühlte doch, daß ich Etwas sagen müsse, sollte die Gräfin mich nicht für einen Thoren halten. Aber was mir eigentlich im Sinne lag, mochte ich mir selbst kaum eingestehen, und eben weil es mich so sehr beschäftigte, kam mir jeder andere Gegenstand, mit dem sich allenfalls eine neue Unterhaltung hätte beginnen lassen, auffallend und gesucht vor. Sprechen mußte ich jedoch nothwendig, und so fand ich mich denn von einer Last befreit, als ich es zu der Frage brachte: Und was meinen Sie, daß der Herr Graf zu thun vorhat?

Die Gräfin wandte mit eigenthümlicher Schnellig-

keit den Kopf zu mir in die Höhe, ihre stechenden Augen funkelten, ihr gewaltsames Lächeln setzte sich in ihren Mienen fest. Was der Graf thun wird? rief sie aus, wie können Sie das fragen, der Graf wird sich verheirathen!

Unmöglich! stieß ich hervor, denn das von ihr ausgesprochene Wort klang mir so befremdlich, obschon ich den Gedanken an des Grafen Heirath während ihrer Erzählung stets in mir selbst gehegt hatte.

Unmöglich? wiederholte die Gräfin, deren Ton augenblicklich kalt und scharf geworden war, und die mich forschend ansah, unmöglich? Was sollte den Grafen denn abhalten es zu thun? Was sollte ihn hindern, die Güter für sich in Anspruch zu nehmen, da Graf Eckbert sich durchaus mit einer Bürgerlichen verbinden will? Die Abtretungsurkunde — sie hat ihrer Zeit am Hofe des Prinzen genugsam von sich reden machen — lautete ausdrücklich nur auf die vollbürtige Descendenz seines Bruders und —

Die Gräfin hielt mit einem Male wieder inne. Ihre Schärfe, ihre Heftigkeit verschwanden so schnell als sie gekommen waren, und mit ganz mildem Tone setzte sie hinzu: Wenn mein Herz auch weit davon entfernt ist, die Tyrannei zu billigen, mit welcher

Graf Joachim gegen seinen Neffen verfährt, so kann ich mit meinem Verstande es mir doch nicht ableugnen, daß Graf Eckbert eben diesem Onkel gegenüber sich in mißlicher Lage befindet.

Und was würden Sie, meine gnädigste Gräfin! in der Stelle des Grafen Eckbert thun? fragte ich.

Die Gräfin schien sich zu besinnen. Ist Ihr Onkel, der Medicinalrath, so reich, als man behauptet? forschte sie, und sah mich nachdenklich an.

Er ist ein sehr vermögender Mann! gab ich ihr zur Antwort. Sie schwieg darauf wider all' mein Erwarten still, dann sagte sie mit einemmale schnell: Vertrauen gegen Vertrauen, Herr Doktor! Thaten Sie jene Frage über die von Graf Eckbert zu befolgende Handlungsweise nur um meine Meinung zu erfahren, nur aus Neugier, oder bewog ein anderes Interesse, bewog ein Auftrag Sie dazu?

Ich hoffte mir durch Ihre Antwort das Bild von dem Charakter des Grafen Joachim zu vervollständigen! entgegnete ich, um eine bestimmte Antwort zu vermeiden.

Sie ließ das gelten, und ohne sich in eine weitere Erörterung einzulassen, sagte sie: Ich glaube, Eckbert gewinnt mit seinem Abwarten für sich nicht das Ge-

ringste, denn die Plane des Grafen stehen fest. Wäre ich an Eckberts Stelle, ich ließe es darauf ankommen.

Worauf meine gnädige Gräfin? fragte ich.

Ich würde keine Zeit verlieren! meinte sie. Ist der Graf durch irgend Etwas umzustimmen, so kann dies noch am leichtesten durch eine unabänderliche Thatsache geschehen, und am Ende behauptet doch die Liebe auch dem Grafen gegenüber ihre Rechte!

Das frühere gewaltsame Lächeln zog wieder über ihr Gesicht. Sie erschien mir mit demselben äußerst böswillig, und ich durchschaute jetzt völlig ihren Plan. Sie mochte auch denken, daß es für heute weiter zu gehen nicht gerathen sei, und so führte sie mich denn grades Weges auf die Laube zu, in welcher Eugenie uns erwartete.

Sechstes Kapitel.

Es war der anmuthigste Punkt des ganzen Parks. Auf einer hohen Terrasse bildeten an der rechten Seite des Schlosses vier mächtige Linden ein schützendes Dach, hoch und weit wie die Wölbung einer Halle. Blühendes Buschwerk und großblättrige Rankengewächse waren zwischen den Stämmen an Latten hoch hinaufgezogen, und hatten diese im Laufe der Jahre gänzlich versteckt. Es sah dadurch aus, als habe ein glücklicher Zufall dieses Gebüsch am Fuße der Linden hervorgerufen, und das alljährige Wachsthum die Aeste und Zweige desselben zu dieser schönsten aller Lauben zusammengefügt. Sitze von Sandstein mit zierlich gemeißelten Lehnen, umgaben einen großen steinernen Tisch, und aus der grünen Umhegung schaute man

hinaus auf den See, dessen weite, mit Waldhügeln umkränzte Fläche im röthlichen Lichte der Abendsonne zu schimmern und zu glitzern begann.

Eugenie war noch allein. Sie hatte die Mahlzeit für den Grafen besorgt. Schwarzes Brod, Butter, Käse, Milch und Früchte, wie die Jahreszeit sie bot, standen in einfachen Geräthen auf dem Tische. Aber die Früchte waren so ausgesucht, die Blätter, auf denen die verschiedenen Gegenstände ruhten, so glänzend grün, und das Ganze mit so vielem Sinn für das Schöne angeordnet, daß es anzusehen war, als sei es für ein Opfer also hergerichtet. Und rein und lieblich wie eine junge Priesterin stand Eugenie daneben. Mich dünkte der Mann beneidenswerth, für den ein solches Mädchen mit solcher Liebe sorgte.

Wir hatten uns nur eben niedergelassen, als der Graf in die Laube trat; aber ich hatte Mühe ihn wiederzuerkennen. Das war nicht der wunderliche Mann, der Sonderling, den ich in seinem kleinen, von Tabacksqualm erfüllten Gemache gesehen hatte! Es war ein stattlicher Mann, dessen kräftiger und würdiger Haltung der bequeme Reitanzug keinen Abbruch that, und man brauchte nur zu sehen, in welcher Weise er die Gräfin begrüßte, um zu begreifen, wie sehr er die

weltmännische Kunst verstand, durch sein Betragen die Schranke festzustellen, in welcher er die Anderen zu halten wünschte.

Er sprach mich wie einen alten Bekannten an. Er sagte mir, daß es ihn freue, die Gräfin, welche bei der Zurückgezogenheit, in der sie lebte, einer guten Gesundheit nöthig habe, nun in der Obhut eines so geschickten jungen Mannes zu wissen. Er erkundigte sich nach meiner Ansicht über ihren Zustand, und legte dann, als wolle er ihr gleich eine der Zerstreuungen bieten, welche ich als heilsam für sie genannt, die Zeitungen hin, die im Laufe des Tages angekommen waren. Darauf wendete er sich an Eugenie, und that ein paar Fragen an sie, die sich auf gewisse Vorgänge in der Wirthschaft bezogen. Sie beantwortete ihm dieselben kurz und bestimmt. Es lag etwas geschäftsmäßig Sicheres in diesem Verkehr, und ich konnte mich nicht enthalten, eine Bemerkung darüber zu machen.

Sieh, mein Kind! sagte der Graf, der Herr Doktor wundert sich darüber, daß Du auch noch zu etwas Anderem zu gebrauchen bist, als den Fächer in der Hand zu halten, und schwärmerische Gefühle zu hegen. Ich würde ihm das übel nehmen, wäre ich an Deiner Stelle.

Sie thun mir Unrecht, Herr Graf! wendete ich ein, wenn Sie Verwunderung nennen, was bei mir Nichts als der Ausdruck einer großen Befriedigung gewesen ist. Die jungen Damen der Aristokratie, die jungen Damen des Adels —

Aristokratie? Adel? fiel mir der Graf in die Rede, was sprechen Sie, Herr Doktor! Meine Mündel hat an solche Dinge, vielleicht zu ihrem Heile, nicht zu denken, sie ist eine Emigrantin, und in ihrem Vaterlande giebt es keinen Adel, keine Aristokraten mehr. Sie ist die Bürgerin Eugenie, und muß zusehen, wo sie einmal den Boden findet, ihren Fuß darauf zu stellen, und ihre Arbeit darauf zu gründen.

Er sprach das heiter und doch nicht ohne Ironie. Eugenie nahm es wie einen Scherz hin, der aber auf einem ernsten Boden ruhte. Die Gräfin jedoch, gegen welche es nicht absichtslos geäußert schien, meinte, indem ihr ganzes Gesicht wieder in Lächeln schwamm: ich denke, lieber Vetter! das Stückchen Erde wird sich für Eugenie einmal finden lassen, und der Mann, dem es gehört, dürfte dann nicht unzufrieden sein, neben den schätzenswerthen Eigenschaften der Bürgerin Eugenie, auch die Grazie und den Adel einer d'Altremont in ihr zu finden.

Gewiß nicht, Cousine! gewiß nicht! wenn er reich ist und die Muße hat, darauf zu achten! Aber die Arbeit und der Erwerb beschäftigen den Mittellosen mehr, als Sie es denken!

Und doch, Herr Graf! versetzte Eugenie, haben Sie bei allen Ihren Arbeiten und Schaffen den Sinn für das Schöne und Angenehme nicht verloren. Denken Sie nur, welche ansehnliche Stücke Landes Sie erst vor wenig Jahren an den verschiedenen Feldern zu Baumpflanzungen hergegeben haben. Nutzen, eigentlichen abwägbaren Nutzen, bringen diese Baumpflanzungen und Rasenbänke Ihnen nicht. Aber sie sehen schön aus, und —

Ich erhalte mir die Leute damit gesund, wenn sie zwischen der Arbeit im Schatten rasten können! sagte der Graf, gegen mich gewendet, indem er Eugenien's Rede unterbrach.

Und, fügte die Gräfin bedeutsam hinzu, Sie legen immer mehr solcher Bosketts an, seit Sie wissen, daß unsere Eugenie so viel Freude daran hat. Ich fange an, dem Kinde zu Liebe selbst Theilnahme dafür zu fühlen.

Der Graf ließ ihre Rede fallen. Warst Du vielleicht in diesen Tagen draußen am Eichenkamp? fragte

er Eugenie, und hast Du gesehen, ob der Förster dort die Anpflanzung gemacht hat?

Ich bin am Morgen vorgesprochen, als ich nach der Mühle ging. Es war noch nichts gemacht. Es sollte erst morgen geschehen! sagte sie.

Was machen sie in der Mühle? erkundigte sich der Graf.

Eugenie sagte, daß die Kinder krank wären, daß sie der Müllerin gerathen, mich um Beistand und Hülfe zu bitten, und fügte dann hinzu: da der Physikus nicht mehr nach Hohensteinau kommen soll, Herr Graf, und Mama nun den Rath des Herrn Doktors öfter brauchen wird, so —

So meinst Du, ich solle den Doktor ersuchen, unsere ganze Einwohnerschaft in seine Obhut zu nehmen? fragte der Graf. Du hast also für Dein Theil Vertrauen zu dem jungen Herrn gefaßt?

Eugenie wurde roth, der Graf lachte. Warum antwortest Du nicht? rief er in guter Laune. Verlegenheit ist sonst Dein Fehler nicht!

Es währte jedoch einen Augenblick, ehe sie ihre Verwirrung besiegte. Dann sagte sie: einen Arzt müssen wir doch für die Leute haben!

Und da meinten Sie, entgegnete ich, ob ich oder ein Anderer sei gleichviel! — Kaum aber war diese ungeschickte Aeußerung meinem Munde entflohen, als ich sie auch schon bereute, denn Eugenie sah mich mit ihrem klaren Blicke an, und sagte: nein! ich habe Vertrauen zu Ihnen! Die Kinder in der Mühle waren mit Ihnen gleich bekannt. Und Kinder und Thiere irren sich in den Menschen nicht!

Ich wollte ihr für diese Worte danken, ich war es nicht im Stande. Es lag in ihrer unschuldigen Wahrhaftigkeit, in ihrem einfachen Selbgefühl ein Zauber, der mich ganz beherrschte; und erschrocken vor der Gewalt, welche dieses Mädchen nach wenig Stunden der Bekanntschaft über mich gewonnen hatte, wußte ich mir keinen anderen Rath, als plötzlich aufzubrechen.

Man nöthigte mich zum Bleiben, indem man mir vorstellte, daß ich doch nicht mehr zeitig genug nach Hause käme, um noch irgend welche Besuche machen zu können. Ich sollte bis zum Abende, bis zum Aufgang des Mondes verweilen; aber eine Unruhe, eine Angst, die mich mir selbst entfremdeten, trieben mich von dannen. Ich bestand darauf, meinen Wagen anspannen zu lassen, und obschon ich fühlte, daß ich den

Schloßbewohnern Allen mit meiner plötzlichen Eile lächerlich erscheinen mußte, fühlte ich mich erleichtert, als ich aus der Ferne die Räder meines Wagens über den Hof rollen hörte.

Die Gräfin erhob sich als ich gehen wollte. Lassen Sie es mich nicht entgelten, lieber Doktor! sagte sie, daß man meine Tochter, als ein Waldkind auferzogen hat. Eugenie, Du siehst es, der Doktor ist beleidigt! In der Welt, in der Gesellschaft —

O! rief Eugenie, und Stolz und Trotz schwellten die Adern auf ihrer schönen Stirne, wenn es in der Welt, in der Gesellschaft, eine Beleidung ist, einem Fremden zu sagen, daß man Zuversicht zu ihm hat, so danke ich es dem Grafen tausendfach, daß er mich vor dem Leben in solcher Welt, in solcher Gesellschaft bewahrte.

Sie wendete sich ab, ich wollte mich ihr nähern, aber sie hing sich an des Grafen Arm, und der Blick voll Liebe und voll Freude, mit welchen er von ihr zu mir herübersah, hielt mich von ihr zurück. Ich vermochte Nichts zu sagen, als daß die Gräfin mich mißverstanden habe, und daß es mich freuen würde, den Schützlingen der Comtesse Eugenie nützlich sein zu können.

Sie antwortete mir nicht darauf, sondern verneigte sich fremd und schweigend. Der Graf aber sagte: ich nehme Sie beim Worte mein Herr Doktor! obschon ich weiß, daß eine Praxis nach einem so entfernten Orte ihre Unbequemlichkeit für Sie haben wird. Die Armen- und Krankenpflege ist aber das Departement meines Mündels. Wenn sie ihren Zorn vergessen haben wird, so wird sie sich mit Ihnen über alles Nähere schon zu verständigen wissen.

Ich drückte die Hoffnung aus, daß dies nicht fehlen und bald geschehen möge, aber alles was ich sagte, kam anders heraus, als ich es gemeint hatte, als es nach meinem Erwarten klingen mußte, und mit einem wahren Ingrimm gegen mich selber, sagte ich endlich den Anwesenden mein Lebewohl.

Die Gräfin Mutter, welche sich inzwischen noch einmal hingesetzt hatte, stand auf, um mir das Geleit zu geben. Graf Joachim meinte, sie sei heut vortreff-zu Fuß.

Glauben Sie denn nicht, rief sie aus, daß wirkliche Theilnahme, daß ein neuer Strahl von Hoffnung den Schritt beflügeln? Glauben Sie nicht, daß es erleichtert, sein Herz einmal entlasten zu können, von den Sorgen und Befürchtungen, die uns niederdrücken?

Der Doktor hat mir neuen Muth gegeben, und Muth ist Leben!

Die absichtliche Emphase ihres Ausdrucks verdroß den Grafen augenscheinlich, und derb, wie er es sein konnte, rief er: Nun Doktor! wenn Sie der Gräfin einmal wieder auf die Beine und zu der Einsicht helfen, daß ihr nie Etwas gefehlt hat, so will ich Sie für einen Wunderthäter halten.

Er schüttelte mir darauf die Hand zum Abschiede, Eugenie verneigte sich ganz förmlich, und die Gräfin ging an meiner Seite den Weg hinunter, der nach dem Schlosse führte. Anfangs war sie still, dann, nachdem wir uns eine Strecke von der Laube entfernt hatten, sah sie sich um, ob Niemand in unsrer Nähe wäre und sagte darauf, indem sie ihren Fächer spielend öffnete und schloß: nicht wahr, es ist ein sonderbares Dasein hier in Hohensteinau? Sie hatten wol schon davon gehört?

Des Grafen Wesen hat etwas Imponirendes! antworte ich ausweichend.

Ja, er ist ein Original! fiel sie augenblicklich ein. Aber er weiß das, und weil es ihm eine Macht über die Menschen giebt, erzieht er auch meine Tochter zu dieser ihm angemessenen Originalität! Schade nur,

daß ich einer andern Welt und andern Traditionen angehöre.

Sie seufzte, ich verhielt mich still. Ein Herz voll Empfindung, hob sie darauf an, eine Seele voll höherer Sehnsucht, findet in des Grafen Nähe keine Heimath. Ich begreife es daher vollständig, daß Graf Eckbert kein Verlangen trägt, hierher zurückzukehren.

Ich schwieg abermals. Da legte sie ihren Arm in den meinen, und mit jener wieselartigen, schnellen Bewegung, welche mir gleich von Anfang an ihr aufgefallen war, die Augen zur mir erhebend, sagte sie: ich habe Grund zu glauben, ja ich weiß es, daß Sie in den Angelegenheiten des Grafen Eckbert kein bloßer Mitwisser sind. Sagen Sie ihm daher, was ich vorhin Ihnen mitzutheilen anstand: jeder Tag, den er zögere, seine Wünsche zu erfüllen, sei ein verlorener für ihn. Wenn er seine Heirath auch bis zu seiner Mündigkeit hinausschiebe, was er auch thun möge, er werde den Grafen nicht mehr anderen Sinnes machen. Der Graf bereut es, auf seine Güter verzichtet zu haben, die Gelegenheit wieder in ihren Besitz zu gelangen kommt ihm erwünscht. Ist er von seinem Vorhaben abzubringen, so kann dies nur durch Eckberts

schnelle Verheirathung geschehen. Wenn er hierher käme mit seiner Frau, wenn er mit ihr vor seinen Onkel hinträte, das wäre eine Möglichkeit ihn auszusöhnen. Der Graf ist schroff, ist egoistisch, aber er ist daneben auch sentimental. Eine solche Ueberraschung könnte Vieles ändern, könnte das verhindern, was ich als Mutter am meisten fürchten muß — des Grafen Heirath mit Eugenie, die er liebt! Die er liebt! wiederholte sie nach einer kurzen Pause, die er mit einer Leidenschaft, mit einem Verlangen liebt, welche mir den Gedanken doppelt unerträglich machen, mein Kind dem alternden Manne hinzugeben; mein Kind und mich in die Einsamkeit dieses mir verhaßten Schlosses zu vergraben, und uns an die Nähe dieses Mannes festzubannen, der eine Wollust daran findet, mir entgegenzutreten, mich zu verletzen, wo und wie er kann!

Sie schöpfte Athem, das schnelle Sprechen hatte ihr die Stimme geraubt. Dann sprach sie maßvoller: Sagen Sie das dem Grafen Eckbert. Ich war die Freundin seiner Kindheit, er dankt mir viel. Sagen Sie ihm, daß er nichts mehr verlieren, daß er also Alles gewinnen kann; daß er auch mich befreien kann von meiner schwersten Sorge, wenn er nur seinem

Herzen folgt. Und erinnern Sie ihn daran, wie schwer verlorne Jahre in dem Leben eines Menschen zählen.

Wir standen auf der Rampe des Schlosses, sie sagte mir mit einem Händedruck Lebewohl, und ich bestieg den Wagen in dem peinlichsten Gemüthszustande.

Siebentes Kapitel.

Ich fuhr und fuhr, ohne die Gegend zu sehen, durch welche mein Wagen dahinflog; ich dachte und dachte, aber hielt die einzelnen Punkte nicht auseinander, und es verwirrte sich mir Alles wie in einem nebelvollen Traume. Die Gräfin wollte Eckbert's Heirath; aber sie wünschte sie nur, um seinen Oheim auf das Aeußerste zu treiben. Sie spornte den jungen leidenschaftlich liebenden Grafen zum Ungehorsam, zum Trotze an, weil sie voraus sah, daß dies seinen Oheim reizen werde. Sie traute es also dem Grafen Joachim in der That zu, einen Rechtsstreit gegen seinen Neffen zu erheben, sie fühlte sich sicher, daß der bejahrte Mann, wenn er sich zu einer Heirath entschlösse, nur Eugenie wählen würde, und sie

wünschte also wirklich diese Verbindung für ihre einzige Tochter.

Aber weshalb? Weshalb grade diese Verbindung? Ein Mädchen mit Eugeniens Namen, mit ihrer Schönheit, mußte ja überall passende Bewerber finden, wo es nur erschien. Und wenn ichs recht bedachte, was konnte der Gräfin daran liegen, sich, wie sie es selber nannte, in der Einsamkeit dieses ihr verhaßten Schlosses zu vergraben? Wie konnte sie wünschen, sich in der Nähe eines Mannes fest zu bannen, dem sie zuwider war, dem sie dies vergalt, und der ihr wirklich, wo er es konnte, unmerkbar und doch empfindlich entgegenzutreten schien? Ich begriff es nicht. Ich fragte mich immer wieder: was kann ihr daran liegen, des Grafen Schwiegermutter zu werden? Endlich fiel mir das heimtückische Lächeln ihres Mundes ein, und der Gedanke wurde in mir zur Gewißheit, daß nicht allein das Verlangen, ihre Tochter zu verheirathen, sondern auch die Absicht sie beschäftigte, sich selber in dem Leben des Grafen festzusetzen, und sich auf solche Weise Rache für manche erlittene Kränkung zu verschaffen. Aber Eugenie selber, was wußte, was dachte sie davon?

Ich erinnerte mich, wie ich sie am Morgen in

der Mühle getroffen, wie wir nebeneinander in dem Wagen gesessen, und was sie mir gesagt hatte. Sie wünschte die Entfernung ihrer Mutter von dem Schlosse, sie theilte also die Absicht derselben nicht. Wie konnte sie das auch, bei ihrer Jugend! bei ihren achtzehn Jahren! — Ich rief mir jede Miene, jede Bewegung in das Gedächtniß zurück, mit welcher sie sich dem Grafen genaht hatte. Ich wollte mich überzeugen, ich war auch überzeugt, daß ihr Verhalten gegen ihn ein durchaus töchterliches gewesen sei. Er nannte sie Du, er behandelte sie als Vormund, als ein älterer Verwandter. Wenn die Beziehungen zwischen ihnen aber einfach und natürlich waren, weshalb redete sie ihn mit seinem Titel an? Weshalb nannte sie ihn immer so feierlich Herr Graf? — Hatte sie es nöthig diese Scheidewand zwischen sich und ihm aufrecht zu halten? Kannte sie seine Leidenschaft, sein Verlangen, von denen die Gräfin gesprochen? — Es wurde mir heiß, daß ich den Mantel abwerfen und die Mütze vom Kopfe nehmen mußte. Ich war wie angenagelt an der Vorstellung, sie wollte und wollte nicht weichen.

Eugenie kam mir sehr unglücklich, sehr verlassen vor. Welch' ein Loos für sie, zwischen dieser Mut-

ter und dem grillenhaften Grafen ihre Tage hinzu-
bringen! — Ich dachte an die Erziehung, welche er
ihr gegeben hatte. Warum legte er ein solches Ge-
wicht darauf, sie selbstständig gemacht, sie von der
Eitelkeit auf Rang und Stand befreit, sie zur Arbeit
gewöhnt zu haben, wenn er die Absicht hegte, sie zur
Frau zu nehmen, ihr seinen Rang und Stand, und da-
mit auch ein arbeits- und sorgenloses Leben zu bereiten?
Ich wußte nicht aus, noch ein. Ich sagte mir, ich
sei ein Thor, mich zum Spielball der intriguan-
ten Gräfin Judith herabwürdigen zu lassen. Es
schien mir unmöglich, daß der Graf ernstlich da-
ran denken könne, seinen Neffen aus seinem Be-
sitze zu vertreiben, und sein Mündel zu heirathen.
Ich lachte über mich selbst. Die Hitze wich von mir,
ich schlug wieder behaglich meinen Mantel um mich,
denn der Abend war kälter geworden, als der Tag
es hatte erwarten lassen. Dann aber fiel mir, wäh-
rend ich eine Befriedigung darin empfand, mir meine
erste komische Begegnung mit dem Grafen noch ein-
mal in das Gedächtniß zu rufen, plötzlich wieder ein,
daß er mir ja grade an jenem ersten Tage es aus-
drücklich gesagt, er werde, wenn Eckbert nicht nach-
gebe, sich selbst verheirathen, und Eugenie, die ich da-

mals noch nicht kannte, zum Weibe nehmen. Mit dieser Erinnerung kam die frühere Unruhe, kam die frühere Ueberzeugung über mich, daß Eugenie unglücklich, daß sie die Einzige sei, welche wirklich meines Beistandes bedürfe. Und sie hatte ich mißverstehen können, sie hatte ich aus einer jener herkömmlichen Empfindlichkeiten, in denen man sich selbstgefällig gehen läßt, zurückgewiesen, da sie sich mir vertrauensvoll genaht, da sie versucht hatte, mir die Mittel und Wege zu eröffnen, durch welche wir uns zwanglos wiedersehen konnten.

Von dem Abende an blieben meine Gedanken ausschließlich auf sie gerichtet. Das Schicksal Eckbert's und meiner Cousine, an dem ich bis dahin Theil genommen, war mir jetzt nur noch in sofern wichtig, als es auf die Gestaltung von Eugeniens Zukunft mehr oder weniger Einfluß haben konnte. Weil ich trotz meiner Mißempfindung gegen den alten Grafen, diesem unbedenklich mehr Wahrhaftigkeit als der Gräfin zutraute, war meine ganze Verbindung mit Graf Eckbert und mit meiner Cousine darauf hingerichtet, sie zur Geduld zu ermahnen, indem ich ihnen die Lage der Verhältnisse so darstellte, wie sie mir erschienen. Wider mein Erwarten fand ich Eckbert dazu bald

mehr geneigt, als früher. Er konnte sich leichter in das Nothwendige in das Vernünftige ergeben, nun er Jemand gefunden hatte, dem er es schreiben und wieder schrieben konnte, welche Selbstüberwindung es ihn koste, sich zu bescheiden; und obschon er den Rath der Gräfin d'Altremont, seinen Oheim durch eine Ueberraschung zum Nachgeben zu bewegen für einen verkehrten ansah, hielt er ihn doch für keinen verrätherischen Vorschlag von ihrer Seite. Er gestand mir, daß er selbst oft die Vermuthung gehegt habe, der Graf bereue es, ehelos geblieben zu sein; und daß derselbe die Absicht haben könne, sich in Eugenien für seine späten Tage eine stützende Gefährtin zu erziehen, sah Graf Eckbert keinesweges als unmöglich an. Er verweilte vielmehr mit einem gewissen Behagen auf der Vorstellung. Er nannte Eugenie eine ganz auf das Praktische gestellte Natur, einen klaren, aber zu nüchternen Verstand. Habe sie einen Wirkungskreis, in dem sie nützen könne, so werde sie überall zufrieden sein. Einen jungen, lebhaft fühlenden Mann zu beglücken, sei sie trotz ihrer Schönheit nicht geschaffen. Um zu lieben müsse man sich an das Dasein eines Andern verlieren können; Eugeniens Selbstständigkeit hindere sie daran, und, so en=

digte er seine Mittheilung über sie, daß ich's Ihnen ehrlich gestehe, ich selbst kann mir Eugenie mit allen ihren Vorzügen viel leichter als die junge Wittwe meines Onkels, denn als meine Frau, oder die Frau irgend eines meiner gleichartigen Bekannten denken.

Diese Schilderung, welche meiner Ansicht von dem Mädchen durchaus widersprach, diente nur dazu, meine Gedanken noch öfter zu demselben zurückzuführen, und bald machte ich an mir selbst die Bemerkung, daß die Glocke an meiner Wohnung nicht gezogen werden, daß mein Diener nicht mit einem Brief in mein Zimmer treten konnte, ohne daß ich erwartete zur Gräfin d'Altremont gefordert zu werden, oder jenen Brief von Eugenien zu erhalten, auf welchen der Graf mich für die Uebernahme der Praxis auf seinen Gütern hingewiesen hatte.

Darüber kam die Zeit der Ernte heran. Wir hatten in der Stadt und Umgegend eine starke Fieberepidemie, und ich fragte mich an jedem Tage: giebt es denn da draußen in Hohsteinau noch immer keine Fieberkranken? — Die Güter lagen freilich höher, als die Umgegend der Stadt, aber sie hatten doch den großen See, sie hatten auch Moore, Torfbrüche, sie mußten Fieberkranke haben, viele Fieberkranke, und

wer sorgte für diese? Hatte ich so sehr mißfallen, daß der Graf trotz seines Bannspruchs doch wieder zu dem alten Physikus seine Zuflucht genommen? Oder war Eugenie so eigensinnig und so selbstgewiß, daß sie lieber die Leidenden mit ihren Hausmitteln behandeln, als meinen Rath in Anspruch nehmen wollte?

Die Fieberkranken, welche in Hohensteinau sein mußten, sein sollten, ließen mir bei Tag und bei Nacht nicht Ruhe. Die Menschenpflicht schien es von mir zu fordern, daß ich mein gekränktes Selbstgefühl überwand und einmal hinausfuhr, um zu sehen, wie es draußen stände. Meine ärztliche Ehre verlangte es auch, daß ich der Arzt der Gräfin bliebe, da sie mich einmal hatte holen lassen; und wenn ich es recht überlegte, war ich als Mann von Erziehung es sogar Eugenien schuldig, ihr die Mißempfindung zu vergüten, welche ich ihr erregt hatte. Das waren mir jedoch Alles nur Nebensachen gegen die Fieberkranken, und selbst von einem heimlich brennenden Fieber umhergetrieben, dessen Qualen und dessen Ursache ich mir wegläugnete, hatte ich mir den Tag für meinen Besuch in Hohensteinau bereits festgesetzt, als ich grade an dem Abende vor demselben, einen Brief von Eugenien erhielt.

Der Brief war ganz kurz. Geehrter Herr Doktor! schrieb sie, Graf Joachim hat Ihnen, als wir die Ehre Ihres Besuchs genossen, schon angedeutet, daß er Ihnen die ärztliche Behandlung seiner Gutsinsassen anzuvertrauen wünscht. Er hat dem früheren Arzte dafür hundert Thaler jährlich gezahlt, und beauftragt mich mit der Anfrage, ob Sie unter dieser gleichen Bedingung sich der ärztlichen Mühwaltung auf den gräflichen Gütern unterziehen wollen. Wäre dieses der Fall, so müßte ich Sie zugleich ersuchen, so bald als möglich nach Hohensteinau zu kommen, da ein schwererkrankter Häusler Ihren Beistand dringend nöthig hat. Hochachtend ergebenst Eugenie Gräfin d'Altremont.

Ich hielt das Schreiben in der Hand, es war wie ein Geschäftsbrief in großem Viereck zusammengelegt, mit dem Gutssiegel gesiegelt. Die Schrift war fest und ausgeschrieben, wie von einer Mannshand. Es mißfiel mir an dem Briefe Alles auf das höchste, und der trockene Geschäftsstil, das fest unterschriebene Eugenie Gräfin d'Altremont verdrossen mich auf das Aeußerste. Ihr Bild ging mir darin unter.

Draußen regnete es. Wir hatten am Tage ein Gewitter mit starkem Hagelschlag gehabt, die Luft war sehr kalt geworden, und durch den bewölkten Himmel

war der Abend dunkel. Ich dachte mir, wie oft ich in Schnee und Regen, bei Nacht und Nebel, bei grundlosen Straßen, die Fahrt nach Hohensteinau würde machen müssen. Die Güter lagen eigentlich viel weiter von meinem Wohnort entfernt, als ich vernünftiger Weise meine regelmäßige Praxis ausdehnen durfte, und was gewann ich damit, wenn ich diese neue Kundschaft annahm? Was hatte ich von dem Zusammenhange mit den Bewohnern jenes Schlosses Angenehmes zu erwarten, das mir heute in der Erinnerung wie ein verwünschter Palast erschien? — Die Einnahme von hundert Thalern wog bei meinen Verhältnissen die Beschwerden, den Zeitverlust, die mögliche Versäumniß in der Stadt nicht auf, und Ehre war in Hohensteinau nicht zu holen. Was der Einblick in die Zustände der dortigen Familie bieten konnte, hatte ich gesehen; mich gelüstete es nicht, den Planen der Gräfin oder des Grafen zu dienen. Mochten sie einander das Leben weiter fort verbittern, wie sie es bisher gethan; mochten Eckbert und Lina sich selber helfen, und Eugenie mit ihrem Curialstyl und ihrer männlichen Handschrift in Gottes Namen die Verstandes- und Freundschaftsehe mit dem Grafen schließen. Ich hatte in Hohensteinau Nichts zu suchen, es lag mir wirklich

viel zu weit von meinem Wohnort entfernt, es schien mir nach der einen wie nach der andern Seite unzulässlich, diese Verantwortlichkeit zu übernehmen. Ich lehnte also das Anerbieten augenblicklich in dem höflichsten und förmlichsten Briefe an Eugenie ab, und fühlte mich sehr zufrieden, als ich dem Boten das Schreiben eingehändigt hatte, als ich hörte, wie er damit die Treppe hinunter und zur Hausthüre hinausging.

Eine Weile war ich danach guter Dinge. Es freute mich, daß ich bereits im Stande war, nur weil mir's so gefiel, auf eine Einnahme zu verzichten, die Vielen an meiner Stelle sehr erwünscht gewesen wäre. Ich ging behaglich im Zimmer umher, mich selbst an meiner Einrichtung ergötzend. Ich sah die Bücherschränke an, die ich mir hatte machen lassen, den Lehnstuhl, welchen eine dankbare Kranke mir gestickt, den neuen Schreibtisch, den ich erst in der vorigen Woche von Berlin bekommen hatte. Er war das werthvollste von meinen Möbeln. Die Arbeit war in jedem Betrachte ein Meisterstück. Ich ging hin, sie in Augenschein zu nehmen, ich machte die Klappen auf, zog die Schiebladen heraus, untersuchte die verborgenen Fächer, erfreute mich an den glänzend polirten Schlüsseln, die Alles übertrafen, was man sonst der Art erhielt, ich konnte von dem

Schreibtisch nicht fortkommen, und — ich mochte es machen wie ich wollte, der Brief Eugeniens lag überall, wohin ich sah. So oft ich ihn auch verächtlich auf die Seite geschoben hatte, das große, dicke Quartblatt lag immer auf dem Platze, auf den sich meine Augen zunächst richteten.

Das ist ja wie Kasem's Pantoffel! rief ich ärgerlich aus, und nahm den Brief, um ihn zu zerreißen. Die Handschrift hatte aber etwas Merkwürdiges, das mich verlockte, sie noch einmal zu betrachten. Diese graden, festen, regelrechten Linien und Buchstaben, diese Klarheit der Schrift hatte ich noch bei keinem Frauenzimmer gefunden. Eine Unwahrheit, eine Halbheit zu schreiben mit solchen Lettern, kam mir als eine Unmöglichkeit vor. Aber — warum hatte sie nicht ein Wort für mich, nicht ein freundliches Wort, das dem Menschen, nicht dem Arzte gegolten hätte, in dem ganzen Briefe gesagt?

Ich sah den Brief an, als müßten zwischen den sichtbaren Zeilen noch andere Zeilen, noch andere Worte hervortreten. Ich las die Worte wieder und wieder, ich wollte, da ich nichts Freundliches darin finden konnte, wenigstens das Zeichen eines Mißmuths, einer Gereiztheit, oder auch des Zorns in dem Briefe ent=

decken. Indeß, ich mochte ihn lesen und deuten wie ich wollte, er sagte Nichts, als was darin zu sehen war. Jeder Amtsschreiber hätte ihn so und nicht anders abfassen müssen, und ärgerlich warf ich ihn wieder fort.

Ich hatte noch ein paar Besuche zu machen, es war Zeit, daß ich mein Haus verließ. In der Dunkelheit der Straße dachte ich, daß es sehr dunkel sei, und daß jetzt der Wagen von Hohensteinau sich schon auf dem Heimwege befinden werde. Es konnte, selbst wenn er scharf darauf zufuhr, nach elf Uhr werden, ehe er das Schloß erreichte. Ich stellte mir vor, wie der Wagen über das Pflaster des Wirthschaftshofes rasseln würde. Bei der Stille der Nacht mußte man das auch in dem Flügel hören, welchen die Gräfin d'Altremont bewohnte, und ich zweifelte nicht daran, daß Eugenie die Rückkehr des Wagens erwarten würde. Sie hatte ohne alle Frage darauf gerechnet, mich heute noch zu sehen! — Nun! dachte ich, es wird nicht die erste, es wird nicht die letzte Enttäuschung sein, welche sie erfährt. Ich wollte mich darüber freuen, daß ich ihr für ihren Hochmuth eine Lehre gegeben hatte, aber das war wirklich keine Freude, was ich fühlte.

Mit mir selbst beschäftigt, trat ich bei meinem

Kranken ein, und jetzt erst, am Bette des Leidenden, fragte ich mich: was wird aus dem Manne werden, für welchen man in Hohensteinau meine Hilfe forderte? — Es war das erstemal, daß ich meinen Beistand verweigert hatte, wo man ihn begehrt. Ich machte mir die bittersten Vorwürfe darüber. Ich war gesonnen, augenblicklich meinen Wagen anspannen zu lassen, ich hatte Lust Postpferde zu nehmen, und meine Pflichtversäumniß gut zu machen. Wenn ich dann aber ankäme, und ich fände einen andern Arzt, was sollte ich sagen? was sollte man von mir denken?

Mein Zustand wurde schlimmer und schlimmer. Ich ging unter einem Vorwande in das Gasthaus, in welchem die Wagen von den Gütern einzukehren pflegten. Vielleicht war der Kutscher, — es war diesmal nicht der Pandur gewesen, — vielleicht war der Kutscher, saumselig wie solche Kutscher sind, noch gar nicht abgefahren. Indeß ich hatte dem Burschen Unrecht gethan, er war sobald er gefüttert hatte wieder aufgebrochen. Ich fragte, ob er vielleicht zu einem andern Arzte gegangen sei, denn ich wäre nicht zu Hause gewesen, als er bei mir vorgekommen. Man wußte davon Nichts, er hatte Nichts gesagt.

Von dem Gasthause wanderte ich nach dem Casino.

Ich besuchte es sehr selten, ich wollte nur einmal sehen, ob meine beiden Kollegen sich vielleicht dort befänden; aber Keiner von ihnen war in der Ressource, und ich wandte mich nach Hause, weil ich Niemand wußte, zu dem ich in so später Abendstunde noch hingehen konnte.

Meine Wohnung, die mir noch vor einer Stunde so wohl gefallen hatte, kam mir bei meiner Rückkehr leer und unbehaglich vor. Ich wollte arbeiten, es gelang mir nicht. Ich wollte lesen, ich war dazu nicht gesammelt genug, und zum erstenmale machte ich die Bemerkung, daß es nichts Traurigeres gäbe, als allein und in einer Junggesellenwirthschaft zu leben. Ich hätte, ich weiß nicht was, darum gegeben, hätte ich jetzt eine Frau und Kinder gehabt, mich zu zerstreuen, oder auch nur meinen Mißmuth an ihnen auszulassen. Ich wußte mich nicht zu beschäftigen, ich wußte mit mir nichts anzufangen. Der Regen, der draußen herabfiel, verdroß mich, meine üble Laune verdroß mich, mein großes Zimmer, dessen Ecken nicht von der Lampe beleuchtet wurden, verdroß mich mit seiner Dunkelheit. Mein einsames Abendbrod widerte mich an, die leblose Regelmäßigkeit, mit welcher mein Diener mir aufwartete, erschien mir einfältig. Ich hätte mich, um

den Volksausdruck zu gebrauchen, vor Aerger zerreißen mögen, und wie man einen ungezogenen Jungen zu Bette legt, um ihn nur los zu werden, beschloß ich schlafen zu gehen, um mir nicht mehr zur Last zu fallen.

Aber ich wurde mich nicht los, ich konnte nicht schlafen! Ich hörte Tritte vor meiner Thüre auf der Straße, welche sonst um diese Zeit sehr still war. Ich dachte man käme mich holen, richtete mich empor, Alles war ruhig. Eine Weile später kamen Leute, Männer und Weiber vorüber, die lachend mit einander sprachen. Ich ärgerte mich, daß ich so früh zu Bette gegangen war, daß Andere sich amüsirten, während ich hier schlaflos lag, und von Stunde zu Stunde mich in meiner Aufregung steigernd, rief ich endlich so laut, daß ich selber davor erschrak: das muß ein Ende haben, ich heirathe! So gehts nicht länger mehr!

Meine eigenen Worte machten mich stutzig. Es lief mir heiß durch alle Glieder, es war mir, als hätte ich nun des Räthsels Sinn, die Ursache meines Unmuthes gefunden. Es mochte zwei Uhr sein, aber ich konnte nicht länger liegen bleiben. Ich stand auf, warf den Schlafrock über, und machte die Fenster auf.

Der Regen hatte nachgelassen, die Wolken zer-

theilten sich, einzelne Sterne kamen auf dem hellen Grunde des Himmels zwischen dem düstern Gewölk hervor. Ein kühler, frischer Wind zog durch die Straße. Von den Pappeln vor meinen Fenstern tropfte der Regen leise herab. Die Kühlung that mir wohl. Die Spannung meiner Nerven ließ nach. Ich war plötzlich weich gestimmt und gerührt, ich verstand mich selbst, ich fand mich wieder, aber das änderte in der Sache nichts — so konnte es nicht weiter gehen.

Ich zündete Licht an, und trat an meinen Schreibtisch. Da lag Eugenien's Brief. Ich sah ihn jetzt sehr ruhig, sah ihn mit andern Augen an. Was hätte sie mir denn anders sagen sollen? Konnte sie es wissen, daß ich Nichts gedacht hatte als sie, seit ich sie an jenem Morgen zuerst gesehen? Konnte sie es ahnen, wie ich alle die Zeit her auf diesen Brief von ihr gewartet, wie sehr ich es verlangt hatte, nach dem Schlosse hinausgerufen zu werden? — Es war eine Thorheit, eine knabenhafte Schwäche von mir gewesen, daß ich mir vorgestellt, was sie mir schreiben werde, daß ich mir gar eingebildet hatte, sie werde die Gelegenheit benutzen, mir zu erklären, weshalb sie sich so schnell gegen mich erzürnt, und woher sie mich

hatte ohne ein gutes Wort vom Schlosse scheiden lassen.

Sie hatte Recht, das sah ich ein. Sie hatte das Natürliche, das Schickliche gethan, ich allein hatte wie ein Thor empfunden, wie ein Gewissenloser gehandelt. Und konnte ich daneben denn wissen, ob der Graf nicht solche Briefe seiner Mündel durchzulesen pflegte?

Und wieder erschrak ich vor mir selber, denn wieder befand ich mich auf dem Wege, mir neue Täuschungen zu bereiten. Eugenie war ruhig, war verständig — ich aber, ich hatte eine Leidenschaft für sie im Herzen, und das war es, was so nicht länger bleiben durfte. Ich mußte Herr werden über diese Leidenschaft, denn sie hatte keine Erfüllung zu erwarten, und über mich selbst, der ich einen Beruf zu üben hatte, welcher den ganzen Menschen ungetheilt beansprucht.

Man wird aber darum noch nicht vernünftig, weil man einsieht, daß man unvernünftig ist. Ich kam nicht leicht zur Ruhe. Ich durchwachte die Stunden bis zum Morgen, und als es Tag ward, als die ersten Kranken mich aufzusuchen kamen, reichte meine Philosophie doch nicht weiter, als bis zur Erkenntniß,

wie gut es sei, daß ich zu thun und Pflichten zu erfüllen hätte.

Den Tag und den folgenden war mir zu Muthe, als hätte ich eine schwere Krankheit überstanden, oder als sei mir sonst etwas Besonderes geschehen. Es war ein Riß in mein Leben gekommen. Meine Vergangenheit und meine Zukunft hatten ihren folgerechten Zusammenhang verloren. Ich sagte mir selber nicht, wie elend mir's zu Sinne war, und dabei lebte ich äußerlich fort, als wäre mir gar nichts geschehen, denn in den wenigen Augenblicken ruhiger Ueberlegung fragte ich mich selber: wie kann ein verständiger Mensch denn so niedergeschlagen sein über ein zusammengestürztes Luftschloß?

Ich ging meiner Praxis nach, wie sich's gebührte. Ich fuhr am folgenden Tage auch zu einem Krankenbesuche über Land, arbeitete am Nachmittage an meinen Journalen, und wiederholte mir alle paar Stunden, daß ich sehr zufrieden mit meinem Loose sei, daß ich recht gethan habe, gleich energisch eine Scheidemauer zwischen mir und meiner Thorheit aufzurichten, und daß ich ein Mann sei, der sich dieses Namens werth mache.

Als ich müde von der Arbeit war, besuchte ich das

Haus des Rathsmanns. Die Abende waren schon lang und kühl, die Familie brachte sie nicht mehr im Garten zu. Der Vater war in der Ressource, die Mutter zu einer Spielpartie in der Nachbarschaft. Mademoiselle Elfriede saß allein in ihrer Stube und las beim Stricken. Ich hatte sie schon im vorigen Winter ab und zu einmal in ihrem kleinen Zimmer besucht, und sie dann meist in derselben Weise beschäftigt gefunden. Ich kannte die grünen Wände und die dunkelrothen Gardinen, die heilige Cäcilie über dem Klavier, und den Ofenschirm mit ausgeschnittenen Bildern beklebt. Schon manches Buch hatte ich aus dem Bücherspinde mit ihr herausgenommen, und die beiden Kupferstiche über dem Sopha hatte ich ihr geschenkt. Bei der Pflege ihrer Blumen hatte ich ihr Rath ertheilt, und in diesem schwarzen Kleide, das ihr bis zum Halse hinaufging, und nur vorn ein wenig von der Brust und dem Halse zeigte, hatte ich sie schon so oft gesehen. Sie grüßte mich mit dem herzlichen: willkommen bester Doktor! das von ihrer sanften Stimme sehr ehrlich klang, und sie rückte mir den Stuhl neben sich, genau so wie immer zurecht. Ich ging gern zu ihr, es war mir bisher immer behaglich bei ihr gewesen. Aber als ich an jenem Abende bei ihr eintrat,

fühlte ich zum ersten Male jenes sichere Behagen nicht mehr.

Ich gab ihr die Hand, setzte mich nieder und fragte sie, wie es ihr gehe.

Statt der Antwort legte sie ihre Arbeit hin, und sah mich an. Was fehlt Ihnen? rief sie betroffen.

Mir? mir fehlt nichts! entgegnete ich.

Ist Ihnen Etwas geschehen, lieber Doktor? fragte sie dringender.

Wie kommen Sie darauf? versetzte ich, bemüht, mich ihrer Beobachtung zu entziehen, und meine gute Laune durch meinen Ton auszudrücken.

Auch dieser Versuch entging ihr nicht. Aber sie gehörte nicht zu den zudringlich Hilfreichen, die einem Menschen das Messer ihrer theilnehmenden Beobachtung rechthaberisch an die Kehle setzen, um zu beweisen, daß sie sich nicht irren. Sie beschied sich augenblicklich, und sagte freundlich: es kam mir vor, als wären Sie nicht so gut aufgelegt als sonst.

Grade diese sanfte Bescheidenheit war es aber, welche mir Elfriede so werth gemacht hatte, und weitergehend, als ihre Beobachtung es vielleicht gewagt, sagte ich von einer überwallenden Aufrichtigkeit hingerissen: Ich dachte mir, als ich hier bei Ihnen ein=

trat, und Sie wieder so wie im vorigen Winter hier sitzen sah, daß Ihr Leben doch recht einförmig ist, und daß Sie sehr allein sein werden, wenn ich wieder nach Berlin zurückkehre.

Sie wendete den Kopf nach mir, blickte mich mit Verwunderung an, und sagte: denken Sie denn schon daran?

O! nein! fürs Erste nicht! versicherte ich, und wußte selbst kaum, weshalb ich jene Bemerkung gemacht hatte.

Aber wie kamen sie darauf, an Ihre einstige Entfernung zu denken? rief sie mit Besorgniß.

Ich war nicht gut gestimmt in diesen Tagen, antwortete ich ihr. Ich habe mancherlei Unbequemlichkeiten, mancherlei Verdruß gehabt, und Niemand, dem ich es eigentlich hätte sagen können. Als ich dann zu Ihnen kam, fiel es mir auf, daß auch Sie hier eigentlich recht einsam sind. Die ganze Einförmigkeit des hiesigen Lebens kam mir in den Sinn, und ich dachte, daß ich es besser haben könnte, und Sie es besser zu haben verdienten.

Elfriede schaute nachdenklich vor sich hin, dann sagte sie: ich habe mich nicht zu beklagen, ich bin nicht unzufrieden.

Wie wenig ist das! rief ich aus.

Wenig und viel, lieber Doktor! Wir Mädchen von gewöhnlichem Schlage haben auf ein Mehr nicht Anspruch. Und wenn Sie bedenken, daß ich durchaus sorgenfrei bin, daß meine Eltern mir innerhalb meines und ihres Kreises Freiheit lassen, daß ich gelernt habe geistige Genüsse zu schätzen, und daß sich doch immer wieder Jemand findet, der lebhafteren Antheil an mir nimmt, so komme ich mir eigentlich recht glücklich vor.

Und sie hätten wirklich ganz und gar darauf verzichtet, als Weib, als Mutter glücklich zu werden? rief ich unbesonnen aus.

Elfriede wurde roth bis an die Schläfe und bis hinab zum Halse. Sie wissen, ich bin dreißig Jahre, lieber Doktor! sagte sie in einem Tone, der halb beschämt halb traurig klang, und der mir das ganze Herz bewegte.

Was will das bedeuten! rief ich aus, Sie sind —

Sie ließ mich nicht zu Ende sprechen. Das bedeutet vielleicht nicht viel für ein sehr geistreiches oder für ein sehr schönes Mädchen; es bedeutet vielleicht auch Nichts in einer großen Stadt. Aber hier, für mich — Sie brach ab, und fügte dann mit einer

sanften Bewegung des Hauptes hinzu: für mich ist es ein großes Glück, daß ich dies Stübchen liebe, daß es mir wohl darin ist, und daß ich zu schätzen weiß, was mein Schicksal mir hie und da Gutes, was es mir zum Beispiel jetzt wieder mit Ihrer Anwesenheit Gutes geboten hat.

Sie nahm darauf ihr Strickzeug zur Hand, und wir saßen schweigend neben einander. Ich konnte sonst das Stricken niemals leiden. Die kleine rastlose Bewegung der gekrümmten Hände und Finger, das Flimmern und Klappern der Nadeln waren mir eigentlich durchaus zuwider. Aber nach der innern Aufregung, in welcher ich mich seit den letzten Tagen befunden hatte, war mir die Stille sehr angenehm, und es ruhte mich aus, dem Spiele der Nadeln zuzusehen. Ich überlegte, wie oft ich im Laufe der Zeit hier so bei Elfrieden gesessen, und wie gut es immer bei ihr gewesen sei. Als ich heute zu ihr gekommen war, hatte das Gewohnte, das Regelmäßige in ihrem Leben, mich als etwas Unangenehmes berührt; jetzt wurde mir die Erinnerung an die ganze Reihe gleichmäßig mit ihr verlebter Stunden, zu einer einzigen wohlthuenden Vorstellung. Mir fiel dabei der Ausspruch meines Onkels bei, daß für die Dauer jene

Frauen die beglückendsten wären, neben denen man mit Behagen sitzen und schweigen könne, weil man ihres Antheils und ihrer Achtsamkeit eben in jedem Augenblicke sicher sei. Auf Mademoiselle Elfriede paßte das durchaus. Sie war mir immer, und ganz besonders heute, sehr angenehm. Ich dachte, daß sie recht eine Frau nach dem Sinne meines Onkels wäre, ich dachte wie bescheiden sie sei, und daß sie nun bald wieder einen ganzen Winter hindurch die Abende hier einsam sitzen werde. Wir befanden uns in den letzten Tagen des August, der Herbst nahte heran, der Winter war nicht fern, und auch mir standen die langen einsamen Winterabende bedrohlich vor dem Geiste.

Es hinderte mich freilich nichts, meine hiesigen Verhältnisse sobald ich wollte abzubrechen, es war indessen kein ausreichender, kein vernünftiger Grund dafür vorhanden; und wollte ich nicht aus einer augenblicklichen Mißstimmung eine Thorheit begehen, so mußte ich bleiben, wo ich war, mußte ich den Winter durchhalten, so gut ich konnte, so wenig unterhaltend er auch sein mochte. Ich war niedergeschlagener und muthloser als ich irgend Ursache hatte, es zu sein. Es fehlte mir heute noch Nichts von Alle dem, was

mir vor wenig Tagen ausreichend für meine Zufriedenheit gedäucht hatte, aber die Verstimmungen, die man selbst grundlose schelten muß, weil man sich ihren Grund nicht eingestehen mag, lasten grade am Schlimmsten. Ich wußte nicht herauszukommen, und je länger das mir Anfangs so angenehme Schweigen währte, um so weniger.

In dem Augenblicke sah ich Elfriede an, und fand ihr Auge mit nachdenklicher Rührung auf mir ruhen. Ihnen bekommt das Leben in den engen hiesigen Verhältnissen nicht, Sie verlieren Ihre Munterkeit! sagte sie.

In meiner Verfassung machte diese ganz natürliche Bemerkung mir einen tiefen Eindruck. Meine Sinne waren die Tage her in Liebesleidenschaft erregt gewesen. Ich sehnte mich nach einer Frau, nach Liebe. Ich glaubte diese in Elfriedens Blicken zu lesen, die Zuneigung, das Mitleid für sie, die Leidenschaft für eine Andere, die wider meinem Willen mir im Herzen brannte, bestürmten mich, und trieben mich vorwärts, trieben mich, einen Ausweg, eine Linderung zu suchen. Ich wollte mich der Qual entledigen, ich mußte ein Ende machen, eine Frau nehmen, mich binden, um mich frei zu machen.

Schnell wie das Blut mir zu Kopf und Herzen stieg, erfaßte ich Elfriedens Hände, und mit der Heftigkeit, in welche ein gewaltsamer Entschluß uns stürzt, sagte ich: Elfriede! werden Sie meine Frau!

Um Gottes Willen, lieber Doktor! rief sie abwehrend, indem sie sich erhob, was fällt Ihnen ein?

Sie entfernte sich unwillkürlich von mir, ihre Zurückweisung setzte mich außer mir. Es war mir sehr schlecht zu Muthe. Ich glaubte eine schwere Herzenskränkung zu erleiden. Meine Eitelkeit war verletzt, mein Eigensinn gereizt, und einzig darauf gerichtet, hier bei Elfrieden wenigstens einen Erfolg, hier wenigstens meinen Willen durchzusetzen, beschwor ich sie, mich ruhig anzuhören. Ich sprach ihr von der Freundschaft, die wir für einander hätten, ich sagte ihr, daß das Leben eines Arztes keinen Raum habe, für jene Leidenschaft, von der sie vielleicht einst geträumt. Ich betheuerte ihr, daß ich mein Glück an ihrer Seite finden, daß ich in ihr Alles besitzen würde, was ich ersehnte, und daß ich Alles aufbieten würde, sie glücklich zu machen. Es kam mir vor, als hinge Tod und Leben für mich von ihrer Entscheidung ab. Ich war in dem sonderbarsten Zustande, in welchem ich mich jemals befunden hatte. Ich hatte eine Art von

Bewußtsein darüber, daß ich eine Komödie spielte, und bei dem dringendsten Bestreben mir Glauben zu verschaffen, doch eben so viel Furcht zurückgewiesen, als erhört zu werden. Indeß je wärmer, je dringender ich wurde, um o besorgter und trauriger sah die gute Seele mich an, und leise den Kopf schüttelnd, sagte sie: was ist Ihnen geschehen? was haben Sie, lieber, guter Freund?

Ihre sanften Worte trafen mich tief. Ich war mit einemmale entnüchtert, war mir selber wiedergegeben, aber eine quälende Scham bemächtigte sich meiner. Ich setzte mich in einen Sessel, verbarg mein Gesicht mit den Händen, und hatte die Demüthigung wie ein Narr gehandelt zu haben, ein elender Komödiant gewesen zu sein.

Elfriede kam zu mir und zog mir die Hände von dem Gesicht. Kommen Sie! sprach sie tröstend. Sie haben schon so vielen geholfen, da können Sie sich's auch gefallen lassen, daß man Ihnen einmal hilft. Sie sind nicht Sie selbst gewesen, Sie haben sich aus irgend einem Grunde gewaltsam übertäuben wollen. Was hat Sie dazu gebracht?

Ich konnte ihr nicht gleich antworten, sie stand ruhig wartend neben mir. Aber auch diese Nachsicht

drückte mich, und zornig gegen mich selber, rief ich, indem ich aufsprang: stellen Sie sich nicht so über mich, Elfriede! weil Sie kälter sind. Ihre herablassende Ruhe ertrage ich nicht!

Sie werden meine heutige Ruhe bald anders beurtheilen! sagte sie mit derselben Güte. Soll ich denn nicht mehr das Recht haben, Ihre Freundin zu sein, weil ich Vernunft genug habe, nicht Ihre Frau werden zu wollen? Bedenken Sie doch: Ihre Frau! Und Sie lieben mich gar nicht! Ich bin älter als Sie, habe nie anders, als mit herzlicher Freundschaft an Sie gedacht. Wie sind Sie denn mit einem Male so in Leidenschaft gerathen? Was ist Ihnen denn grade heute eingefallen? Ich ängstige mich um Sie lieber Doktor! denn Sie wissen es, ich habe Sie lieb!

Sie wartete, daß ich reden sollte, da ich hartnäckig schwieg, wendete sie sich von mir. Wie elend! rief sie aus, Sie haben nicht einmal Vertrauen zu mir! Gehen Sie! Verlassen Sie mich! Ihr vertrauenloses Schweigen macht das Geschehene zu einer unverzeihlichen Beleidigung! Gehen Sie!

Ihr gerechter Zorn erreichte, was Ihre Güte nicht erlangt hatte. Ich überwand mich, um sie zu versöhnen, und nach schwerem innerem Kampfe sagte

ich: ich liebe die erste Liebe meines Lebens — und ich werde nicht wiedergeliebt! —

Mir traten die Thränen in die Augen, aber nun ich die Worte gesprochen, nun ich mir selber eingestanden hatte, was mir auf dem Herzen lag, ward mir plötzlich leichter.

Wen, wen lieben Sie? fragte Elfriede so schnell, als besorge sie, der Augenblick befreiender Entschlossenheit könne sonst vorübergehen.

Die junge Gräfin d'Altremont! antwortete ich ihr; und nun schwiegen wir Beide, aber ich war wie neugeboren. Mein Zorn gegen Eugenie war mit einemmale entschwunden. Ich liebte sie mit aller meiner Kraft, ich war glücklich sie zu lieben, und ich hatte daneben eine so warme zärtliche Empfindung, eine solche Verehrung für Elfriede, daß ich ihre Hände erfaßte, und sie ihr küßte und wieder küßte.

Sie ließ es lächelnd geschehen. Wie dankbar er ist, daß ich ihn nicht heirathe! rief sie, daß ich ihn nicht so glücklich mache, wie er es von mir verlangte! —

Aber ihr Ton und ihre Mienen waren voll so reiner Güte, daß ihr Spott mich nicht verletzte, daß ich ihn vielmehr als einen neuen Beweis der Fein-

heit erkannte, mit welcher sie mir über die ersten Augenblicke fortzuhelfen trachtete, bis sie mich zum Reden, zum Aussprechen und Erzählen aufgelegt fand.

Ich saß noch lange bei ihr, sie hörte mir wie eine Schwester zu. Indeß weder sie noch ich wußten im Momente einen Weg, einen Vorwand zu finden, mit dem ich meine Ablehnung der Praxis gegen den Grafen Joachim ungeschehen, und meine Rückkehr nach Hohensteinau möglich machen konnte; und als wir die Thüre des Hauses öffnen hörten, als die Mutter Elfriedens von ihrer Gesellschaft heimkehrte, brach ich auf, wie Einer, der sehr viel erlebt und Ruhe nöthig hat.

Achtes Kapitel.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Das Wetter war hell, es machte sich schon Etwas von der belebenden Frische des Herbstes in der Luft fühlbar. Die Leute in den Straßen gingen schön geputzt spazieren, ich selbst hatte mein inneres Gleichgewicht wiedererlangt, und hatte eine ganze Menge guter Vorsätze und Plane in mir fertig. Damit ist ein junger Mann aber immer in einem behaglichen Zustande, denn er traut sich's zu, leisten zu können, was er sich vornimmt, und erlangen zu können, was ihm unentbehrlich erscheint.

Schon am frühen Morgen ging ich zu Elfriede, und wir waren herzlicher als je mitsammen. Sie fühlte sich gehoben durch die unableugbare Ueberlegen-

heit, wie durch die verständige Güte, welche sie mir bewiesen; und ich achtete und verehrte sie heute doppelt, weil sie mich in der That abgehalten hatte, einen dummen Streich zu machen. Dabei sah sie ganz verjüngt aus; wir genügten uns als Vertrauende, und da ihr das Loos der Männer immer als ein bevorzugtes erschien, weil sie nicht zum Dulden, sondern zum Handeln angewiesen sind, so fand sie mich beneidenswerth, da ich einen Preis vor mir hatte, den zu erringen nicht außer meiner Macht lag.

Wir kamen überein, daß ich ganz ruhig an einem der nächsten Tage nach Hohensteinau hinausfahren, und nach dem Befinden der alten Gräfin hören sollte, als hätte meine abschlägige Antwort nur der Praxis unter den Gutsinsassen gegolten, und was dann geschehen werde oder könne, schien mir im Augenblicke ganz gleichgültig, da mich die Hoffnung Eugenie wieder zu sehen, ausschließlich beschäftigte. Wir rechneten aus, daß ich am Dienstag ziemlich frei von anderer Beschäftigung sein würde, wenn nicht ein unvorherzusehender Krankheitsfall mir in die Quere käme, und mit dieser Aussicht auf den Dienstag ging der Sonntag mir sehr heiter hin.

Indeß am Montag erschien die Sache mir wieder

in einem andern Lichte. Ich hatte gesehen, wie empfindlich Eugenie war, wie eine Kleinigkeit ihren Trotz hervorrufen konnte; und daß Graf Joachim eine plumpe Zurückweisung, wie ich sie ihm angedeihen lassen, nicht gleichgültig hinnehmen würde, darauf meinte ich ihn zu kennen. Was sollte ich machen, wenn ich vor dem Schlosse vorfuhr, und man nahm mich nicht an? Oder wie würde es mir sein, wenn die Gräfin meinen Besuch empfing, und Eugenie sich nicht blicken ließ? Bald schien mir dies Letztere unmöglich, bald das einzig Wahrscheinliche zu sein. Je weiter der Tag heraufkam, je unsicherer fühlte ich mich. Einmal setzte ich mich hin, der Gräfin zu schreiben, um ihr meine Ankunft anzuzeigen. Damit schob ich aber meinen Besuch weit hinaus, denn die Post nach der Grenzstadt, mit welcher allein die Briefe nach Hohensteinau befördert wurden, ging nur am Montag in der Frühe ab, und so lange zu warten, dünkte mir unmöglich. Ich schwankte von einem Plane zu dem anderen, nur das Eine wurde immer fester in mir, daß ich Eugenie liebte, und daß ich ihre Liebe, ihre Hand gewinnen müsse, obschon ich für Beides noch gar keine Aussicht hatte. Zuletzt fing ich an, dem Zufall zu vertrauen. Ich malte mir aus, was Alles geschehen könne, mich

mit Eugenie ganz unerwartet zusammen zu führen, und noch in meine Träume spielten solche anmuthig hülfreiche Zufälle freundlich hinüber, daß ich ganz heiter erwachte, und früher als gewöhnlich auszugehen beschloß, um nur zeitig fortzukommen.

Ich frühstückte schneller als ich pflegte, die Sprechstunde währte mir über die Gebühr lange. Es wurde denn aber doch endlich neun Uhr, der letzte Rathsuchende hatte sich entfernt, und eben stand ich im Begriffe, den Hausrock mit einem Oberrocke zu vertauschen, als es noch einmal und zwar heftig klingelte.

Unwillkürlich entfuhr mir ein Fluch. Ich setzte rasch den Hut auf, nahm den Stock in die Hand und verließ meine Stube, um den Besucher auf dem Flur zu treffen, und ihm sagen zu können, daß ich eilig sei. Aber schon in dem dunkeln Vorzimmer stieß ich mit dem vermeintlichen Kranken bei meiner und seiner Hastigkeit heftig auf einander, und mit einem von beiden Seiten ausgesprochenen „Um Vergebung!“ fuhren wir eben so schnell von einander zurück. Ich öffnete die Thüre meiner Stube, der Fremde folgte mir, und mit den Worten: Gut, daß ich Sie noch zu Hause treffe! stand Graf Joachim vor mir.

Ich erschrack über seine Anwesenheit, und hatte doch Lust, ihm vor Freude um den Hals zu fallen. Wäre ich aber auch dieser Uebereilung fähig gewesen, so hätte ein Blick auf den Grafen mich davon zurückgehalten, denn er blieb ernsthaft vor mir stehen, und sagte kalt und gemessen: ich sehe, Sie wollen das Haus verlassen, mein Herr Doktor! und ich werde sie nicht lange abhalten, ihrer großen Praxis nachzugehen. Ich kam nur, da ich zufällig mich in der Stadt befinde, Sie um eine Erklärung über Ihr Betragen zu bitten, und Ihnen meine Meinung darüber zu sagen.

Von seinen Worten, und mehr noch von seiner Weise gekränkt, wollte ich ihn hindern, fortzusprechen, er ließ mich aber nicht dazu kommen. Ich habe den Brief ohne Unterbrechung gelesen, in welchem Sie sich weigerten, uns die ärztliche Hülfe zu gewähren, welche zu leisten Sie verpflichtet sind, welche zu leisten, wo man sie fordert, Sie geschworen haben! sagte er. Hören Sie es also auch ohne Unterbrechung an, daß Sie des Zutrauens nicht werth sind, welches die Gräfin Eugenie, und ich durch dieselbe bewogen, in Sie setzten. Ein Arzt, der einen Kranken hülflos läßt, ist schlimmer, als ein Soldat, der von der Fahne desertirt. —

Ueberraschung, Zorn, Kränkung und diejenige Beschämung, welche ein ehrenhafter Mann empfindet, den man mit gutem Grunde eines Unrechts zeihen kann, stürmten so plötzlich auf mich ein, daß ich im ersten Augenblick ganz ohne Fassung war, und in dem Bestreben, einen Halt und Mäßigung zu finden, unwillkührlich die Worte laut aussprach, die ich dachte: er könnte dein Vater sein!

Der Graf war davon betroffen, ich gewann meine Ruhe wieder, und schnell entschlossen ein großes Spiel zu spielen, wo es Alles zu gewinnen, oder Alles zu verlieren galt, sagte ich so gehalten als ich konnte: Sind Sie mit Ihrer Anklage zu Ende, mein Herr Graf?

Was ich zu sagen hatte, haben Sie gehört! versetzte er, und er erhob sich von seinem Platze.

So ersuche ich Sie, sich noch einmal niederzusetzen, damit ich Ihnen die Aufklärung über meine Handlungsweise gebe, welche ich mir selber, mehr noch als Ihnen schuldig bin.

Der Graf fügte sich meinem Verlangen, und einen Moment lang saßen wir einander schweigend gegenüber. Darauf sagte ich: als Sie mir die Ehre erzeigten, mein Herr Graf! mich zum erstenmale nach

Hohensteinau einzuladen, galt es keiner ärztlichen Berathung, sondern einer Ihnen wichtigen Familienangelegenheit. Ohne mein Zuthun, ja gegen meinen Wunsch, weihten Sie mich in Verhältnisse Ihres Hauses ein, welche man sonst nur einem altvertrauten Freunde mitzutheilen pflegt. Ich lernte dabei Ihre Ansichten über die gesellschaftlichen Zustände, und über die Stellung der verschiedenen Stände untereinander kennen.

Aber was hat das mit Ihrer Pfiichtverletzung zu thun? rief der Graf ungeduldig aus. Wie können meine Ansichten Sie hindern, meinen kranken Dienstleuten die Ader zu schlagen, oder ihnen ein Brechmittel zu geben, wenn es Noth thut?

Das werden Sie erfahren, mein Herr Graf! wenn Sie die Güte haben, mich ruhig anzuhören. Der Graf fügte sich noch einmal, ich fuhr absichtlich mit großer Umständlichkeit zu sprechen fort.

Als ich zum zweiten Male in das Schloß hinausgefordert wurde, geschah es zu einem andern Zwecke. Die Gräfin d'Altremont begehrte meinen ärztlichen Rath, aber auch sie machte mich, fortgerissen von dem Bedürfniß sich mitzutheilen, das ihre Vereinsamung in ihr erzeugt, zum Vertrauten ihrer Lebensverhältnisse und ihrer Wünsche, und — —

Und, rief der Graf, Sie vermuthen, daß ich nicht geneigt bin, auf dieselben einzugehen?

Und — sagte ich, ohne auf seine Unterbrechung zu achten, ich lernte an dem Tage auch die Gräfin Eugenie kennen! — Ich hielt inne der Graf sah mich fragend an. Ich verlängerte die Pause.

Nun? fragte er endlich, nun und was weiter, mein Herr Doktor?

Ich stockte, da ich so nahe an die Entscheidung herantrat, aber ich überwand die Scheu und sagte: Aus Ihren Mittheilungen, aus den Geständnissen der Frau Gräfin hatte ich ersehen, daß Sie, Herr Graf, die Absicht haben, Gräfin Eugenie zu Ihrer Gattin zu wählen, daß die Gräfin d'Altremont diese Verbindung für ihre Tochter wünscht; und in einem Hause, in welchem mir von allen Seiten mit Vertrauen begegnet worden war, hätte ich es für ein schweres Unrecht gehalten, die Plane zu durchkreuzen, in welche man mich eingeweiht.

Sie? rief der Graf Sie unsere Plane zu durchkreuzen? Was reden Sie denn, Doktor? Was soll das Alles heißen?

Vertrauen gegen Vertrauen! sagte ich fest. Sie haben die Absicht, wenn Graf Eckbert die Verbindung

mit meiner Cousine schließt, die er schließen wird — Sie haben die Absicht, die Gräfin Eugenie zu heirathen, und ich, mein Herr Graf! — ich liebe die Gräfin Eugenie!

Sie lieben Eugenie? Doktor! sind Sie von Sinnen? Sie haben das Mädchen kaum gesehen, kaum gesprochen!

Wenn ich es annahm, Ihr Hausarzt zu werden, fuhr ich, ohne mich unterbrechen zu lassen, fort, beging ich eine Unredlichkeit. Ich warf mich Ihnen zum Nebenbuhler auf —

Unsinn! Unsinn! rief der Graf dazwischen, der von seinem Sitze aufgesprungen war und in der Stube umherging.

Ich warf mich Ihnen zum Nebenbuhler auf, wiederholte ich, ich störte die Plane und Hoffnungen der Gräfin d'Altremont, vielleicht auch die Ruhe und den Frieden der jungen Gräfin. Ich mußte Eugenie fliehen, wenn ich nicht Alles, Alles, daran setzen sollte, mir sie und ihre Liebe zu gewinnen; und es däuchte mir leichter, Ihnen ein pflichtvergessener Arzt zu scheinen, als mich Ihnen Mann dem Manne gegenüber schuldig zu empfinden.

Ich war bis dahin ruhig sitzen geblieben, jetzt stand

ich auch auf, und mich leicht verneigend, während ich meinen Stuhl zurückschob, sagte ich: Jetzt bin auch ich zu Ende, mein Herr Graf!

Er blieb mitten im Zimmer stehen und sah mich an. Plötzlich kreuzte er die Arme über die Brust, und sagte, während sein Gesicht einen sehr feinen Ausdruck annahm: Ehrlich? — Ehrlich sind Sie grade so weit, als Sie es für gut und zweckdienlich erachten; aber Sie sind ein kluger Passagier, Sie werden Glück machen in der Welt!

Diese Antwort hatte ich am wenigsten erwartet, indeß es blieb mir nicht viel Zeit darüber nachzudenken, denn der Graf trat dicht vor mich hin, wie das bisweilen, wenn er Jemand aus der Fassung bringen wollte, seine Art war, und sagte: Also mein Herr Neffe wird Ihre Demoiselle Cousine heirathen! Und Sie wissen das ganz gewiß?

Zuverlässig Herr Graf!

Und woher?

Aus seinen eigenen Briefen, deren ich mehrere erhalten habe.

Hm! So! machte der Graf und nickte mit dem Haupte. Und das halten Sie für ehrlich, für honett,

daß Sie hinter meinem Rücken mit dem Eckbert conspiriren?

Herr Graf! ich wiederhole es, das Vertrauen, das Sie mir angedeihen ließen, hatte ich nicht gesucht, es ward mir von Ihnen aufgedrungen; und das Schicksal meiner Cousine, der Tochter meines Onkels und Beschützers, liegt mir natürlich mehr am Herzen, als die reine Erbfolge Ihres Grafenhauses. —

Ich konnte dabei ein Lächeln nicht unterdrücken, des Grafen Miene verdüsterte sich, aber er brach plötzlich von dieser Gedankenreihe ab und fragte: Und bitte, mein Herr Doktor! wer war so weise, Ihnen mitzutheilen, daß ich mir mein Mündel zum Weibe ausersehen!

Sie selbst Herr Graf! haben es mir gesagt.

Ich! fuhr der Graf auf, das geht zu weit —

Sie sagten mir im Laufe unserer ersten Unterredung: ehe ich zugebe, daß mein Neffe eine Doktorstochter heirathet, eher nehme ich Eugenie zum Weibe, und —

Narrenspossen! rief der Graf, und mir fiel bei diesem Ausruf eine schwere Last vom Herzen. Es sah beinahe aus, als schäme er sich jener Aeußerung,

denn er wendete sich ab, machte einige Schritte, und kehrte dann wieder zu mir zurück.

Und die Gräfin d'Altremont hat also Lust meine Frau Schwiegermutter zu werden! sprach der Graf plötzlich mit dem Tone des entschiedensten Spottes. Sie hat Ihnen das gesagt? selbst gesagt?

Sie hat es mich vermuthen, errathen lassen! antwortete ich.

Wodurch errathen? forschte er.

Durch den Eifer, mit welchem sie die Heirath des Grafen Eckbert vollzogen zu sehen wünscht.

Doktor! Doktor! Ihr seid ein kluger Passagier! wiederholte der Graf, und ein Mensch, der Courage hat, seid Ihr auch! Ihr liebt es gros jeu zu spielen, das gefällt mir! und Ihr wißt Eure Vortheile zu benutzen! Die Frage ist nur, fügte er sarkastisch hinzu, ob's Euch Etwas hilft, da Ich es bin, mit dem Ihr spielt!

Ich werde achtsam sein und meine Mittel zu Rathe halten! entgegnete ich, indem ich mich verneigte. Der Graf schwieg dazu. Er besah ein paar Bilder, welche an den Wänden hingen, ich wußte nicht, was ich davon denken sollte, ließ ihn aber gewähren. Nach einiger Zeit wendete er sich zu mir zurück, zog seine

Uhr hervor und sagte: Es ist zehn Uhr! Würden Sie um zwei Uhr fertig sein können, mich nach Hohensteinau zu begleiten, wir haben ein paar Kranke draußen!

Herr Graf! rief ich freudig, denn ich deutete mir diese Aufforderung auf meine Weise.

Können Sie kommen oder können Sie nicht? wiederholte der Graf gleichmüthig.

Ich bin zu Ihren Diensten! versetzte ich.

Ich verlasse mich unbedingt auf Sie! sagte er mit Bedeutung, und wir machten uns auf den Weg.

Vor der Thüre fragte er, ob ich die Nacht hindurch im Schlosse bleiben könne, ob es mir Zeit genug sei, wenn ich am andern Tage erst um ein oder zwei Uhr wieder in der Stadt sei? Ich bejahte das Alles, und erst vor dem Hause des Rathsmannes trennten wir uns.

Neuntes Kapitel.

Die Ankunft des Grafen Joachim hatte in der Stadt Aufsehen gemacht. Man rechnete nach, wie viel Jahre seit seiner letzten Anwesenheit verstrichen waren, man beschäftigte sich mit seinem Aussehen, fand ein Vergnügen daran, den Panduren wieder durch die Straßen fahren zu sehen, und da man für die wiederhergestellte Freundschaft zwischen dem Schlosse und der Stadt doch irgend einen gewichtigen Grund zu finden wünschte, so erzeigte man mir die mir sehr vortheilhafte Ehre, diese Wandlung in den Gesinnungen des Grafen, einzig und allein auf meine Rechnung zu bringen.

Wo ich mich blicken ließ, auf der Straße, bei dem Konditor, bei dem ich die Zeitung las, im Gast-

hof, in dem ich speiste, überall empfing mich eine gesteigerte Zuvorkommenheit. Man scherzte über die Bekehrung, über das Wunder, das ich an dem Grafen vollbracht hatte, man spottete über seine Thorheit, sich freiwillig so viele Jahre aus der Hauptstadt dieser Gegend verbannt zu haben, man nahm sich vor, zu thun, als ob man seine Rückkehr gar nicht merke. Aber man war im hohen Grade mit derselben beschäftigt, und die Einzelnen, welche früher mit dem Grafen in irgend einer Geschäftsverbindung gestanden hatten, berechneten den Vortheil, welcher ihnen aus dem Friedensschlusse erwachsen konnte, als dessen Vermittler man mich allgemein betrachtete.

Hätte ich nicht mit mir selbst zu thun gehabt, es würde mich belustigt haben, wie feine Plane man auf den Einfluß baute, den ich nach der allgemeinen Meinung im Schlosse erlangt haben mußte; und es fehlte wenig, daß ein Kaufmann mich zu seinem Handlungsreisenden für Hohensteinau machte, indem er mir auftrug, dort den Damen die Reichhaltigkeit und Wohlfeilheit seines mir bekannten Lagers anzupreisen.

Ich hörte das Alles, ich empfand auch die Komik dieser Dinge, aber die Frage: was denkt der Graf? was beabsichtigt er mit Eckbert, mit sich selber, und

mit Dir? ließ mich doch kaum einen andern Gedanken fassen; und als es gegen zwei Uhr war, und ich in meiner Wohnung die Ankunft des Grafen erwartete, war mir zu Muthe wie einem Kinde, das in der Freude über die bevorstehende Spazierfahrt sich der Besorgniß nicht entschlagen kann, der Kutscher werde nicht mit dem Wagen kommen.

Aber der Wagen kam, der Pandur saß auf dem Bocke, der französische Chasseur mit seinem Zopfe neben ihm, und kein Triumphator hat jemals seinen Triumphwagen mit stolzerer Empfindung, mit freudigerer Wallung bestiegen, als ich die Kalesche des Grafen, die durch ihre Bedienung eher dem Reisewagen des Direktors einer wandernden Schauspielergesellschaft, als der Equipage eines aristokratischen Gutsbesitzers ähnlich sah.

Der Graf empfing mich heiter. Das Wiedersehen so manches alten Bekannten, die freudige Aufnahme, welche ihm, wohin er gekommen, zu Theil geworden war, hatten ihn gut gestimmt. Er fragte mich um verschiedene Personen, um manche kleine Veränderungen, welche in den Jahren seiner Spannung mit der Stadt, sich in derselben vollzogen hatten, und sagte, man müsse eigentlich es mit den Menschen und mit

den Dingen halten, wie er es mit der Stadt gehalten habe. Man müsse sie brauchen, wenn es uns passend sei, und sie aufgeben, wenn es uns gut dünke; damit gebe man sich das Gefühl einer königlichen Freiheit, und lerne beurtheilen, was man an den Dingen wirklich habe. Die Gewohnheit mache zum Sklaven und mache blind. Jetzt wüßten sie in der Stadt, was sie an ihm hätten, und er wisse, was die Stadt ihm werth sei. Man werde sich hüten, ihm wieder einmal Etwas in den Weg zu legen, und er werde nicht wieder Grund haben, die Stadt zu strafen. Nur Eines, meinte er, sei bei solchen freiwilligen Entfernungen von gewissen Kreisen nicht angenehm, man werde den Hingang der Zeit an den Menschen zu sehr gewahr. Er habe alle, Männer sowohl wie Frauen, sehr gealtert, ja wie mit einem Roste überzogen gefunden, und nur ein Frauenzimmer sei ihm vorgekommen, das in seinen Augen jetzt noch besser ausgesehen habe, als vor Jahren.

Ich konnte mir denken, wen er meine, fragte aber, wie es sich gebührte, ob ich das Frauenzimmer kenne, und er nannte, wie ich es erwartet hatte, mir Elfriede. Sie war ein schönes Kind, ein hübsches Mädchen ihrer Zeit, sagte der Graf, aber sie hatte

als sie jung war, die kleinlichen Manieren, die kleinliche Höflichkeit und Freundlichkeit, die demüthige Gefallsucht solcher Bürgermädchen! Jetzt hat sie, Gott weiß woher, Haltung und Ruhe bekommen, und es läßt sich mit ihr sprechen wie mit einer Frau von Welt. Sie ist wirklich eine charmante Person geworden.

Ich sagte ihm, wie sehr sein Lob Elfriedens mich freue, und daß sich ihre veredelte Haltung auf die Kultur zurückführen ließe, welche sie ihrem Geiste und Herzen gegeben. Ich rühmte das vielfache Gute, das mir in ihrem Umgange erwachsen war, und bedauerte es, daß ihr kein besseres Loos zugefallen sei, als einsam in dem Hause ihrer Eltern zu verblühen.

Dies Verblühtsein, meinte der Graf, steht ihr aber gut. Sie mahnt mich damit an eines der seltensten Wesen, das ich je gekannt habe, an eine Dame, welche mit jedem Jahre ihres Lebens an Anmuth gewann, und welche kurz vor ihrem Tode erst in ihrer ganzen Vollendung vor uns erschien, weil der seelische Ausdruck immer stärker in ihr hervortrat, je mehr die Körperschönheit ihr entschwand. — Er fuhr mit der Hand über sein Gesicht, und sprach nach

einer Pause: sie ist nicht alt geworden jene seltene Frau, nicht viel älter als Mademoiselle Elfriede jetzt ist, und diese sieht ihr ähnlich! sieht ihr jetzt wirklich außerordentlich ähnlich!

Er kam dann auf die Umgestaltungen zu sprechen, welche die geistige Entwickelung und die Eindrücke des Lebens in der ursprünglichen Bildung des Menschen bewirken. Er hatte sich viel mit Lavater's Lehre von der Physiognomik abgegeben, mit der damals die Menschen sich noch lebhaft beschäftigten, und wurde dadurch auf die Kreuzung und Mischung der Racen und Geschlechter bei den Menschen und bei den Thieren geführt. Während er meine Meinung über diese Dinge vom Standpunkte der Wissenschaft aus zu vernehmen wünschte, ersah ich, daß er sich darüber ein eigenes System zurechtgemacht hatte, welches vollkommen und sophistisch geschickt in seine aristokratischen Anschauungen hineingepaßt war, obschon es auf ganz materialistischen Grundlagen beruhte.

Die Kreuzung der Thierarten, meinte er, sei nur vortheilhaft, wo man gewisse Schwächen und Unvollkommenheiten auszugleichen habe, und es könne in diesem Falle selbst edlen Thieren durch eine Vermischung mit geringeren aber starken Racen wesentlich

aufgeholfen werden. Habe man aber eine zufriedenstellende Race erzielt, so sei es vernünftig und nothwendig, sich auf die reine Inzucht zu verlegen, und durch richtig geleitete Vorsorge, der Race in sich eine kräftige Fortdauer zu sichern, bei der sich durch die andauernde Pflege und Reinerhaltung des Stammes, die Schönheit und der Adel von selbst erhielten und erhöhten. Er bezog das Anfangs hauptsächlich auf Pferde und auf Schafe, ließ es dann aber auch ohne Weiteres auf die Menschen Anwendung finden und äußerte im besonderen Hinblick auf den Adel, daß diese in den verschiedensten Nationalitäten rein und schön sich findende Race prächtige Geschlechter an Leib und Seele gebe, wenn die verschiedenen Nationalitäten sich verbinden. Wir haben davon ein glänzendes Beispiel an meinem Mündel, sagte er, und die Mutter war in diesem Falle doch kein besonderer Träger für den Stoff! setzte er hinzu.

Weil ich sehnlich wünschte von Eugenien zu sprechen, machte ich die Bemerkung, daß ihre Erscheinung durchaus deutsch sei. Der Graf widerlegte das. Er meinte, nur die Farben gehörten Deutschland, gehörten speciell dem Vater von Eugeniens Mutter an, die Form des Kopfes, der Schnitt des Profils, ja die

Bewegung der Gestalt seien ganz französisch, wie denn auch die Schnellkraft ihres Geistes und ihrer Empfindungen südliche Abkunft verrathe. Er nannte darauf einige Damen der hohen Aristokratie, berühmte Schönheiten aus verschiedenen Ländern, welche er in seinen früheren Jahren auf Reisen gekannt, und welche wie Eugenie aus gemischtem Blute entsprossen waren, kam dann auf schöne Frauenzimmer und schöne Menschen im Allgemeinen zu reden, auf die Frauen, welche in der Gegend und in der Stadt vor zwanzig, dreißig Jahren Aufsehen gemacht hatten, und versicherte, mit einem derben Witzwort seine Rede beendend, der verstorbene Prinz und die Cavaliere seines Hofes hätten hier zu Lande ihrer Zeit das Mögliche dazu gethan, eine förderliche Mischung und Verschönerung der Menschenrace zu bewirken.

Die Zeit verging mir, ich wußte nicht wie. Wir hielten vor dem Schlosse, und ich hatte nicht Muße gehabt, an das zu erwartende Wiedersehen meiner Geliebten zu denken. Erst als wir abgestiegen waren, und einer von der buntscheckigen Dienerschaft des Hauses mir zu ebener Erde auf des Grafen Befehl eines der Gastzimmer öffnete, in dem ich mich bald darauf mit meinen Sachen eingerichtet und allein befand, erst da

erwachte in mir, mit der Annäherung an die Geliebte, die Aufregung, und ich fragte jede Minute, ob die kommende mir den Anblick des ersehnten Mädchens schaffen werde?

Bei der Neigung aller Frauen, sich mit einem Arzte über ihr Befinden auszusprechen, hoffte ich, die Gräfin werde mich rufen lassen, sobald sie von meiner Ankunft erfahre, indeß es verging eine Viertelstunde und mehr, ehe sich ein Laut im Hause regte, und als es endlich an meine Thür pochte, war es der Graf selbst, der seine Kleider gewechselt hatte, und mir sagen kam, der kleine Jagdwagen stehe vor der Thüre, und wenn ich einen Imbiß genommen habe, könne ich nun die Kranken, deren sich auf dem einen Vorwerk zwei, auf dem andern einer befänden, noch bequem vor Abend besuchen.

Bei der Aufforderung zu dem Inbiß, dachte ich an das Vespermahl in der Laube. Indeß ein Blick auf die Uhr und auf des Grafen langen, grünen Hausrock, zeigten mir, daß die Stunde schon vorbei sei, und ich mußte mit dem Grafen allein eine Tasse Kaffee mit den nöthigen Beigaben genießen. Allein fuhr ich durch die Felder nach den Vorwerken, Eugenie, auf deren Vorsorge für ihre Kranken ich

gerechnet hatte, ließ sich nicht sehen. Wo ein Weg aus dem Walde hervorkam, wo man um eine Ecke bog, an Gebäuden vorüberfuhr, meinte ich immer, nun werde sie hervortreten, nun werde ich sie zu Pferde erblicken, aber sie zeigte sich nirgend, und nachdem ich von den Krankenbesuchen in das Schloß zurückkehrte, empfing mich nur der Graf, der sich Auskunft von mir geben, und aus seiner Hausapotheke dasjenige verabreichen ließ, was ich im Augenblicke als das Mögliche für die Patienten angeordnet hatte.

Auf meine Frage, ob er mich nicht wolle bei der Gräfin melden lassen, meinte er, ich müsse jetzt erst mit ihm zu Abend essen, und danach werde es zu spät sein. Sie sei benachrichtigt, daß er mich mitgebracht habe, und daß ich sie morgen in der Frühe besuchen würde. Ein gewisses spöttisches Zucken seiner Lippen und seiner starken Nasenflügel begleitete diese Worte, und es sah aus, als gewähre es ihm eine Genugthuung mir und der Gräfin die Qual des Wartens aufzulegen.

Er führte mich darauf selbst in ein Zimmer neben seiner Arbeitsstube, in welchem ein Tisch für drei Personen gedeckt war. Eine neue Hoffnung leuchtete in

mir auf, aber gleich nach unserm Eintritt kam unangemeldet der Pastor herein, den der Graf eingeladen hatte, mit uns zu Nacht zu speisen. Es war ein bejahrter verständiger Mann, und das Verhalten des Grafen gegen ihn rücksichtsvoller, als ich es gegen irgend einen von ihm abhängigen Beamten mir vorgestellt hatte. Man konnte aus gewissen Zeichen und Worten es abnehmen, daß solche Einladungen zu des Grafen Tisch zu den Seltenheiten gehörten, aber er war dafür auch sehr bemüht, uns die Mahlzeit angenehm zu machen, und seine rückblickenden Erzählungen auf die Reisen, welche er gemacht, waren eben so unterhaltend, als die Art, mit welcher er selbst uns die Speisen reichte und uns zuzulangen nöthigte, weil er keine zuhörende und müssige Bedienung im Zimmer leiden mochte, angenehm und freundlich. Wir speisten von altem, schwerem Zinngeschirr, und auch die heiße Biersuppe und die große Wildschweinskeule, welche man für uns drei Männer auftrug, hatten etwas Ungewöhnliches für die Jahreszeit und für die Stunde. Zu trinken wurde uns so lange wir am Tisch saßen, Nichts gereicht, und erst als wir uns erhoben, setzte der Chasseur in des Grafen Arbeitsstube Brod, Käse, Butter und zwei Weinflaschen auf den

Tisch, deren ehrwürdige Verstäubung ein günstiges Vorurtheil für ihren Inhalt erweckte.

Der Diener entfernte sich darauf gleich wieder, der Graf selber öffnete die Flasche, und schenkte uns ein. Das Zimmer duftete von der langen verborgen gehaltenen Blume des köstlichsten Rheinweins.

Sie trinken Wein gnädigster Herr? fragte der Pastor verwundert.

Ich will ihn einmal ausnahmsweise dem neuen Doktor auf das Wohl unserer Kranken, auf das Gelingen seiner Kuren und Unternehmungen zutrinken, sagte der Graf. Er stieß dabei mit mir an, das Blut stieg mir zu Kopf. Ich konnte ihn, wie ich glaubte, nicht mißverstanden haben, er billigte meine Bewerbung um die Hand seines Mündels. Kaum aber sah er mein Erröthen, so rief er: was fehlt Ihnen, Doktor! Sie wechseln die Farbe, sind Sie kein Weintrinker, oder verzweifeln Sie an unsern Kranken?

Ich antwortete, was eben ziemte, und der Graf selber machte den Vorschlag ein Whist zu spielen, obschon er, wie er sagte, seit fünfzehn Jahren keine Karte in die Hand genommen habe. Der Pastor war offenbar in der größten Verwunderung über diesen Entschluß, aber er schien ihm angenehm zu sein, und

trinkend und spielend verbrachten wir ein Paar Stunden in einer sich steigernden guten Laune.

Anfangs hatte der Pastor es nicht für angemessen gehalten, sein Erstaunen über die ungewöhnlichen Veränderungen in des Grafen Lebensweise irgendwie zu äußern. Als aber der Wein die Geister zu beleben, und die Zungen zu lösen begann, hob der würdige Herr sein Glas empor und sagte: wie Sie Herr Graf! dem Herrn Doktor einen Trunk auf eine gute Wirksamkeit und auf gute Erfolge zugebracht haben, so möchte ich ihm auf die erste Wunderkur, die ich von ihm erlebt, ein Glas zubringen. Ich habe den gnädigen Herrn Grafen seit den fünfundzwanzig Jahren, die ich hier mein Amt verwalte, nicht so aufgeräumt gesehen als heute, als seit dem Eintritt des Herrn Doktors! Daß es so bleiben möge, mein geehrter Herr Patron!

Er neigte sich dabei vor dem Grafen, dieser stieß mit ihm an, und stieß auch mit mir die Gläser zusammen, aber es streifte ein Ausdruck des Schmerzes oder der Wehmuth über sein Gesicht; und in einem Tone, den ich mir so wenig wie die Bedeutung seiner Mienen klar zu machen wußte, sagte er: Nun wer weiß! wer weiß! vielleicht fange ich auch noch einmal

ein neues munteres Leben an, wenn ich sonst nichts mehr zu thun habe. Vielleicht fange ich noch auf meine späten Tage für mich zu leben an, da ich für Andere so lange gelebt! Er sagte darauf seine Karten musternd: Ich überlasse! Der Pfarrer sagte: Cayenne! — indeß er konnte sich nicht enthalten seinem Patron dabei mit einer besorgten Theilnahme in das Gesicht zu sehen, und unwillkürlich sprach er: Die Miene des Herrn Grafen theilt die Zuversicht seiner Rede nicht!

Wer heißt Sie meine Mienen beobachten! rief der Graf plötzlich gereizt, aber bemüht dies zu verbergen; meine Mienen zu beobachten, das wird einst des Doktors Sache sein, wenn es einmal zum Letzten mit mir kommt. Für jetzt Pastor! achtet auf Euer Spiel, und scheert Euch den Kukuck nicht um meine Mienen! Er spielte darauf ruhig fort, und wiederholte halb im Selbstgespräch: nicht einmal seiner Mienen ist man unter Menschen sicher! Dann lachte er hell auf. Merkt's Euch Pastor! rief er, es ist die Grimasse der Wiedergeburt, die Ihr von mir gesehen habt. Ich stehe an dem Vorabende einer Bekehrung. Aber macht Euch keine Rechnung auf meine wiedergefundene Seele. Der Teufel hat mehr mit dem Mirakel zu thun, als unser lieber Herr Gott! Das versichere ich Euch!

Er lachte noch einmal, sah uns Beide scharf und prüfend an, als wolle er unsere Gedanken über seine Aeußerung errathen, ermahnte uns dann, bei dem Spiel zu bleiben, und schien nun auch ausschließlich mit demselben beschäftigt, bis wir es um eilf Uhr beendigten.

Er schellte mit einer großen Glocke, die er auf seinem Tische stehen hatte, der Chausseur kam herein. Der Graf befahl ihm, mir nach meinem Zimmer zu leuchten, wünschte dem Pastor eine gute Nacht, und sagte, als ich mich von ihm beurlaubte: Die Gräfin d'Altremont ist vor zehn Uhr nicht zu sprechen, und besuchen müssen Sie sie doch! Haben Sie inzwischen Lust morgen früh um sechs Uhr mit mir einen Ritt zu machen, so will ich Sie wecken und für Sie satteln lassen.

Ich nahm das an, der Chausseur leuchtete mir und dem Pastor durch die leeren, schweigenden Säle. Als er ein Paar Schritte vor uns voraus gegangen war, sagte der Pastor leise: Mit dem Grafen ist etwas vorgefallen — aber was?

Ich zuckte schweigend mit den Schultern, ich wußte selbst nicht, was ich denken sollte, und mochte in Gegenwart eines Dieners keine unzeitige und unberechtigte

Vermuthungen wagen, noch weniger dem mir unbekannten Pastor durch ein unzeitiges Vertrauen eine schlechte Ansicht von meiner, dem Arzte so unentbehrlichen Zurückhaltung beibringen. Wir verließen daher einander gleich vor meinem Zimmer, uns freundlich gute Nacht bietend. Wenn aber mit der guten Nacht für mich ein ruhiger Schlaf gemeint war, so ging der Wunsch des wackeren Pastors an mir nicht in Erfüllung.

Tausend Vermuthungen und Zweifel beschäftigten mich und hielten mich munter. Ich wußte nicht, woran ich mich halten sollte. Bald kam es mir vor, als sei dem Grafen meine Liebe für Eugenie nicht unwillkommen, ja als ermuthige er meine Hoffnungen, und dann wieder mußte ich mich fragen, was ihn dazu bewegen könne, da ich für eine Gräfin d'Altremont in meinen jetzigen Verhältnissen noch keine angemessene Partie war, da ich jedenfalls Eugeniens Mutter wider mich hatte, und da der Graf wußte, daß ich der Vertraute seines Neffen sei, daß ich die Heirath desselben mit meiner Cousine nicht nur nicht zu hindern, sondern zu fördern bemüht war? Jetzt erst in der Einsamkeit fiel es mir ein, daran zu denken, was den Grafen eigentlich bestimmt haben mochte, in die Stadt zu kommen? Die Absicht mich zu holen, konnte es nicht

allein gewesen sein, aber was hatte er dort gethan? wen hatte er außer Elfrieden dort gesehen?

Ich machte mir einen Vorwurf daraus, daß ich vor meiner Abfahrt nicht bei Elfriede vorgesprochen war, sie nicht befragt und zu Rathe gezogen hatte. Daß der Graf mit ihr von mir gesprochen, daß sie ihm Gutes von mir gesagt, war ich sicher, aber was beabsichtigte er mit mir? Was meinte der Trinkspruch, welchen er mir gebracht? Was bedeuteten seine veränderte Lebensweise, und die sich selbst verspottenden Andeutungen über seine Wiedergeburt?

Ich kam von einem Gedanken, von einer Vermuthung auf die Andere, und das Zimmer, in welchem ich mich befand, hatte Nichts, was mich von mir selber abziehen konnte. Die getäfelten und mit weißer Lackfarbe angestrichenen Wände hatten eine ängstliche Einförmigkeit, die weißen Vorhänge waren fleckenlos aber auch fast faltenlos, die Möbel einfach und ohne jeden Zierrat. Kein Bild, kein Ueberfluß, war zu erblicken, selbst keine Fliege ließ sich sehen oder hören, die Leere hatte etwas Verzaubertes. Im Schlosse war Alles still, keine Spur von jenem Hin- und Hergehen der Dienerschaft, das die Stunde überdauert, in welcher die Herrschaft sich zur Ruhe begiebt. Kein

Tritt auf einer knarrenden Treppenstufe, kein Schließen einer ächzenden Thüre. Ich wollte das Fenster öffnen, es war von außen mit den schweren Laden fest verschlossen, auf Gäste von meiner Stimmung hatte man nicht gerechnet, und es blieb mir Nichts übrig, als mich ebenfalls zur Ruhe zu begeben, wollte ich nicht die Nacht hindurch die zwölf Schritte, welche die Länge meines Zimmers ausmachten, immer und immer wieder durchmessen.

Es ist aber ein besonderes Ding um solch eine erste Nacht unter dem Dache des Weibes, das man liebt, und noch heute, nachdem fast vierzig Jahre darüber verflossen sind, fühle ich die Erinnerung daran mich erwärmen und bewegen. Ich hatte mich kaum niedergelegt, als ich es herausbrachte, daß sich über dem Zimmer, in welches man mich gebettet, die Stube befinden müsse, aus der Eugenie an jenem Tage zur Mittagstafel herausgekommen war. Grade über mir wohnte sie also. Ich betrachtete die Wände, um zu ermitteln, wo der Wahrscheinlichkeit nach ihr Lager stehen müsse, ich lauschte und lauschte, ob nicht irgend ein Laut hernieder töne, der mir Kunde brächte, daß sie noch wache, und mir daher die Hoffnung offen ließe, daß auch Sie meiner jetzt vielleicht gedenke. Aber

es blieb Alles still, und ich legte mich in die Kissen zurück, ich wollte mich zur Ruhe bringen und wenigstens für Augenblicke vergessen, was mich wach erhielt. —

Mit geschlossenen Augen lag ich da. Ich bemühte mich an meine Kranken in der Stadt, an die Kranken zu denken, welche ich heute auf den Vorwerken besucht. Ich stellte mir meine Cousine vor, und wie sie hier einst an Eckberts Seite wohnen werde. Ich entwarf mir nach seinen Briefen ein Bild seiner Persönlichkeit. Aber die feine frische Leinewand meiner Kissen hatte einen so sanften Blumenduft, daß ich fest überzeugt war, Eugenie selber, die treffliche Haushälterin des Grafen, habe dieses Leinen weben und bleichen lassen, habe den Reseda und die Rosenblätter in die Schränke gebreitet, in welchen man die Wäsche aufhob — und alle meine Gedanken waren wieder bei ihr. Es half Nichts, daß ich mir sagte, ich sei ein verliebter Thor. Es half nichts, daß ich es ganz und gar nicht einem Manne von meiner Erfahrung, einem Arzte von so großer Praxis angemessen fand, den schmachtenden Seladon zu spielen, ich war eben verliebt, und mußte mein Fieber der Leidenschaft bestehen, so geduldig oder so übel wie ein Erwachsener eine Kinderkrankheit

hinnimmt, welche ihn nachträglich überfällt, und im Grunde war ich doch erst sechsundzwanzig Jahre! — Nur diesen Zustand der Ungewißheit konnte und wollte ich nicht lange ertragen, und in dem innerlichen Rathschlagen schlief ich ein, und schlief in einem Striche, bis man heftig an mein Zimmer klopfte, und zugleich die Laden mit einem Schlage geöffnet wurden, daß der helle Morgen blendend durch das Fenster strahlte.

Im Momente war ich aus dem Bette, in wenig Augenblicken in den Kleidern. Man trug mir ein Frühstück in dem Saale der Regimentsbildnisse auf, und noch während ich es verzehrte, trat der Graf herein. Er sah stattlich aus in seinem Reitanzuge. Das Beinkleid von Leder, die Stulpenstiefeln und seine grüne Pickesche zeigten, wie fest sein Gliederbau noch war, und der helle Morgen erhellte wie mich däuchte auch sein ganzes Antlitz.

Nun, mein Herr Doktor! wohl geruht? rief er mir entgegen, und sagte dann, da er sah, daß ich mein Frühstück als beendet betrachtete, dem Chasseur, der ihm mit des Grafen Peitsche und Mütze in der Hand gefolgt war: Laß' er die Pferde vorführen, und melde Er, daß wir fertig sind!

Dann gingen wir auf die Rampe hinaus, welche

nach der Hofseite gelegen war, und ich hatte das Auge eben nach den Ställen hingerichtet, aus denen man die Pferde herausführte, als ich leichte Tritte neben mir vernahm, und Eugenie im Reitkleid an den Grafen herantrat.

Sie reichte ihm die Hand, und küßte ihm den Mund. Ist Ihnen die Fahrt nach der Sadt wohl bekommen? fragte sie, während sie mich gar nicht zu bemerken schien.

Sehr wohl mein Kind! und Du siehst, versetzte er, indem er auf mich hinwies, ich habe Deinen Auftrag ausgeführt!

Sind Sie also doch gekommen! rief Eugenie, indem sie sich zu mir wendete, als werde sie jetzt erst meine Anwesenheit gewahr. Ich wußte nicht, daß der Graf Sie mitgebracht habe.

Sie verneigte sich gegen mich, wurde roth und ich wollte ihr, verletzt von ihrer Heuchelei, eben in gleicher Weise antworten, als der Graf sehr ernsthaft sagte: Was soll das Jenny! Du wußtest, daß der Doktor gekommen war, ich ließ es Dir gleich sagen. Was soll die weibische Komödie! Komm, steig' auf!

Eugenie sah den Grafen an, sah mich an, es flog ein Glanz durch ihre Augen, sie bot mir die Hand.

Vergebung! bat sie kaum hörbar, dann stieg sie die Treppe hinunter, der Reitknecht führte ihr das Pferd heran, mit leichter Wendung trat sie auf des Grafen Hand, er schwang sie kräftig empor, und schnell ihre Kleider ordnend, flog sie, während wir uns aufsetzten, auf ihrem schönen Goldfuchs uns rasch voraus. Es war ihr eine Erleichterung, mir den Anblick der Verwirrung zu entziehen, von der sie sich ergriffen fühlte.

Der Morgen war der schönste, den ich je erlebt habe. Die Luft war klar und frisch, ein scharfer Hauch trieb die Nebel vor sich her, die ihre feuchte Spur in Millionen Perlen zurückließen, welche in den Sträuchen und auf den Wiesen glänzten. Ueberall regte sich mit dem Morgen auch die Tagesarbeit. In einem und dem andern Baumgarten schüttelte man das Frühobst von den Bäumen. Blondköpfige Kinder standen lachend in dem thautropfenden Grase, und freuten sich der Früchte und der Tropfenschauer, die von den Bäumen niederfielen. Weiterhin pflügte man die Stoppelfelder um. Ein frischer Erdgeruch drang aus der braunen Scholle hervor, und während der Sommer kaum noch seine Neigung zum Herbste verrieth, reichte die Arbeit des Menschen schon vorsorglich über den

Winter hinweg, in das kommende Jahr hinüber. Die Lerchen stiegen aus den Aeckern wirbelnd und singend in die Luft, rauschend und knatternd, den Hahn an der Spitze, flog hie und da aus den Kartoffelfeldern ein Volk Rebhühner in die Höhe, ging noch ein zurückgebliebener Storch gravitätisch durch die Wiesen. Am Rande des Waldes, liefen ein Paar Haasen aus den Rübenfeldern quer über unsern Weg in den niederen Busch hinein, und der Jäger, dem wir dort begegneten, hatte seine Arbeit schon gethan, denn seine Tasche war mit Vögeln behängt, und auf des Grafen Anruf verhieß er eine gute Jagd für dieses Jahr.

Ich hatte lange keinen solchen Ritt durch den Morgen gemacht, und mit meinem erschlossenen Herzen empfand ich seine Schönheit doppelt lebhaft. Eugenie war uns fast immer voraus. Es schien ihr dies Vergnügen zu machen, und der Graf ließ sie gewähren. Kam sie dann wieder an uns heran, oder holte der Graf, der ein ruhigeres Reiten liebte und mich neben sich festhielt, sie ein, so zeigte sie, selbst wenn sie mich ansprach, eine Scheu und Befangenheit, die sehr von dem sicheren Zutrauen verschieden war, welches sie mir bewiesen hatte, als wir bei unserem ersten Begegnen zusammen von der Mühle nach dem

Schlosse fuhren. Aber diese scheinbare Entfremdung brachte sie mir nur näher. Denn obschon zu Pferde und in dem Reitkleide, erschien sie mir in ihrer Scheu und Befangenheit mädchenhafter und hülfsbedürftiger, als damals. Ich sorgte um sie, ich wollte ihr über ihre Verlegenheit, über die Erinnerung an den Tadel forthelfen, den sie um meinetwillen von dem Grafen erfahren hatte, und weil ich in diesem Augenblicke ahnte, daß meine Bewerbung um sie von ihrem Vormunde wirklich als eine berechtigte angesehen würde, fühlte ich mich schon jetzt, schon an diesem Morgen als ihren Beschützer. Ich sah sie mit wahrer Wonne vor mir herreiten. Je weiter sie sich von mir entfernte, je näher wußte ich ihre Gedanken bei mir, und soll ich meinen Zustand mit einem anderen vergleichen, so wüßte ich ihm nur die vorahnende Seligkeit zur Seite zu stellen, mit der ich als Kind am Morgen des ersten Weihnachtstages, aus meinem Bette, durch die Spalte der Thüre das Licht von den Kerzen des mir bestimmten Weihnachtsbaumes, in meine kaum geöffneten Augen flimmern sah. Ich hatte das Herz voll Freude, die ganze Brust voll Hoffnung!

An einem Stoppelfelde, am Saume eines Gehöl-

zes, auf welchem eine große Heerde Schaafe weidete, vermißte das achtsame Auge des Grafen den Hirten. Wir befanden uns auf der Landstraße, ein breiter Graben trennte sie von dem Felde. Wartet! rief der Graf uns zu, und setzte mit raschem Sprunge über den Graben, schnell über das Feld sprengend, um nach dem Hirten auszusehen.

Eugenie wollte ihm folgen, ich ritt heran und fiel dem Pferde in den Zügel. Sie sollen bei mir bleiben! sagte ich, Sie sollen dem Grafen nicht folgen!

Wie gewaltthätig Sie sind! sprach sie in dem Ton des Scherzes. Aber als wir uns so nahe bei einander befanden, als wir Auge in Auge uns sahen, überwältigten mich die Liebe und die Freude. Es war mir nicht, als sähe ich sie heute erst zum zweiten Male. Weil ich so lange und so verlangend an sie gedacht, war sie mir vertraut und mein geworden, und jede Rücksicht aus den Augen setzend, nur dem unwiderstehlichen Zuge meines Herzens folgend, fragte ich: Warum haben Sie heute kein Wort, keinen Blick für mich? Warum fliehen Sie mich?

Sie schloß einen Moment wie erschreckend die Augen, selbst ihr Mund krampfte sich schmerzlich zusammen. Dann sah sie mich mit flammendem Blicke

an, und sagte zornig: Sollte ich Sie willkommen heißen, da man Sie zwingen mußte herzukommen?

Eugenie! rief ich außer mir vor Freude, aber in dem Moment setzte sie über den Graben, und ihr Pferd anfeuernd, flog sie ihrem Vormunde nach, daß ich Mühe hatte, ihr zu folgen. Als ich sie erreichte, hielt sie neben dem Grafen, der seinen nachlässigen Hirten ausschalt. Ich ritt an sie heran, sie wendete sich von mir ab. Der Hirt schlich gesenkten Hauptes auf seinen Posten, der Graf ritt scheltend neben ihm her. Wir blieben zurück. Sie selbst gab dazu den Anlaß.

Warum versagten Sie uns Ihre Hülfe? sprach sie tadelnd.

Weil ich mich hülflos fühlte vor Ihnen! antwortete ich.

Sie schwieg, aber sie verließ mich nicht, und wir ritten gemeinsam dem Grafen nach, der seinen Weg längs dem Felde bis zu einer Stelle nahm, wo eine Brücke den Graben bedeckte, und Eugenie den Sprung mit dem Pferde ersparte.

Sie war still und ernsthaft geworden, und da der Graf den Rückweg einschlug, blieb sie zwischen uns Beiden, ohne mehr zu sprechen, als es die Fragen

des Grafen nothwendig machten. So langten wir vor dem Schlosse an, wo die Reitknechte herbeieilten, uns die Pferde abzunehmen. Der Graf selbst hob Eugenie aus dem Sattel, und sie entfernte sich augenblicklich, mit der Bemerkung, daß sie mich bei ihrer Mutter noch zu sehen denke.

Es war acht Uhr, der Graf zog sich in sein Arbeitszimmer zurück, die Portraitsäle waren offen und kühl, ich ging hinein, um mich in dem Bibliothekzimmer umzusehen, das von der anderen Seite sich an die Säle anschloß. Man trug ein Frühstück auf: von der Herrschaft ließ sich Niemand blicken. Ich musterte die Bücher, die Sammlung war sehr gewählt. Ich nahm einen Band heraus und wollte lesen, aber ich sah fortwährend nach der Uhr, und endlich setzte ich mich nieder, um in der stillen Kühle des Saales wachend zu träumen und zu warten.

Nach neun Uhr kam der Kammerdiener der Gräfin, mich zu ihr zu bitten. Sie empfing mich wie einen alten Freund, und betheuerte mir, daß meine Anordnungen ihr die größte Erleichterung verschafft, daß sie eine Genugthuung über die Art und Weise empfunden habe, mit welcher ich das erste Anerbieten des Grafen abgelehnt habe, daß sie es unübertrefflich finde, wie

ich ihn gezwungen, als ein Bittender zu mir zu kommen.

Noch einige solche Lektionen, theurer Doktor! und ich verzweifle an dem Grafen nicht! rief sie aus. Sie wissen nicht, was ich Ihnen danke, Sie geben mir auch meine Tochter wieder. Sie, die sonst kein Gesetz und keinen Willen kennt als des Grafen Launen, hatte den trockenen Geschäftsbrief an Sie doch als eine Unschicklichkeit betrachtet. Ein Arzt ist kein Arbeiter, kein Kaufmann, dessen Dienst man fordert, und mit dem man fertig ist, wenn man ihm eine Arbeit bezahlt! sagte sie dem Grafen, als er ihr den freundlichen Brief zurückgab, welchen sie Ihnen zuerst geschrieben hatte. Zum erstenmale in ihrem Leben beschwerte sie sich bei mir über seine Härte und seinen Stolz, und so schwer wir Sie entbehrten, wir waren es zufrieden, daß Sie auf den Brief, welchen meine Tochter Ihnen wider ihren Willen hat schreiben müssen, nicht gekommen waren.

Ich küßte der Gräfin dankbar die Hand; auch sie hatte mir mehr gegeben als sie ahnen konnte, und mit getrostem Herzen wagte ich die Frage, ob denn Graf Joachim gestern nur um meinetwegen in die Stadt gekommen sei.

Um Ihretwillen? O! Gott bewahre! rief die Gräfin. So wissen Sie denn nicht, was in Ihrer eigenen Familie vorgeht?

In meiner Familie? Nicht ein Wort!

Ich hatte neulich, hub sie an, als Ihr Zuspruch mir mit der wiedergekehrten Hoffnung auch neuen Lebensmuth gegeben, in der freudigen Bewegung meines Gemüthes, mich auch wieder zur Theilnahme an den Dingen außer mir, an den Schicksalen der Anderen fähig gefühlt. Ich wollte Ihnen Folge leisten, theurer Doktor! ich wollte mich abziehen von den Gedanken, die mich schmerzen, wollte mir fühlbar machen, daß ich noch nicht abgestorben, daß ich noch im Stande sei, auch für Andere Etwas zu leisten; denn Sie hatten Recht, lieber Doktor! die meinem Geiste unnatürliche Einsamkeit lähmte mich allmälig.

Sie sprach das mit ihrer gewohnten Emphase, mich peinigte die Ungeduld, aus den Hüllen ihrer Redensarten den Kern der Wahrheit zu erfahren, und sie unterbrechend sagte ich: Und was thaten Sie, meine gnädige Gräfin?

Was ich that? Sie zuckte mit den Schultern und ihr Gesicht überzog wieder das gewaltsame Lächeln, das mir immer so fatal war, weil man ihm die Lüge

ansah. Was kann eine kranke, eine schwache Frau wie ich, wohl thun, als sich auf das Nächste zu beschränken, und des armen Eckbert's Lage dauerte mich so sehr.

Sie machte eine Pause, eine neue Frage von mir zu erwarten, denn Alles an ihr war berechnet. Da ich dieselbe unterließ, sagte sie: eines Tages, da ich mich leidlich wohl befand, schrieb ich dem lieben Menschen. Ich setzte ihm auseinander, wie hier die Sachen lägen und wie er gar Nichts erreichen könne, wenn er den Grafen durch Vorstellungen oder durch Abwarten umzustimmen meine. Ich hielt ihm einfach meine Lebenserfahrungen vor, bewies ihm, daß ich keinen Vortheil für mich zu erhoffen habe, wenn er früher als man von gewisser Seite beabsichtige und wünsche, seine Heirath vollziehen sollte, und obschon ich mich nicht unterfing, die Handlungsweise des Grafen Joachim irgendwie des Eigennutzes anzuklagen, so müßte die menschliche Natur nicht mehr die menschliche Natur sein, wenn Graf Eckbert nicht hätte einsehen sollen, daß ich, welche seine Heirath nothwendig aus ihrem bisherigen Aufenthalte forttreiben wird, mindestens ein uneigennütziger Rathgeber bin, wenn ich ihn zu dieser Heirath dränge.

Und dieser Brief, welche Wirkung hatte er auf den jungen Grafen? fragte ich gespannt.

Die Gräfin machte eine Handbewegung, welche Geringschätzung gegen Eckbert verrieth, wie denn überhaupt ihre Mienen und Gesten großen Ausdruck hatten. Wären Sie kein Mann, sagte sie, so würde ich Ihnen sagen, Sie kennen die Charakterschwäche der Männer, die sie saumselig und unentschlossen macht, wo es gälte, sich raschen Schrittes zu entscheiden. Graf Eckbert antwortete mir in einem langen Schreiben voller Edelherzigkeit. Er wolle in keinem Falle seinem Onkel trotzen, hieß es in demselben, er werde sich aber auch in keinem Falle seine Freiheit durch die veralteten Vorurtheile des Grafen schmälern lassen. Sich in Eckbert's augenblickliche Heirath mit seiner Erwählten zu fügen, und dafür Herr der Hohensteinauschen Güter zu bleiben, habe Graf Joachim verweigert, weil er sich keine Bedingungen von seinem Pflegesohne gefallen lassen, keine Großmuth von einem Widerspenstigen ertragen wolle. Rechtlich, davon habe er sich jetzt vollständig überzeugt, könne Graf Joachim gegen seinen Besitz von Hohensteinau gar Nichts machen. Es sei und bleibe unter allen Verhältnissen sein Eigenthum, und könne ihm nach der Abtretungsakte in keiner Weise

und unter keinem Vorwande entzogen werden. Er danke mir also für meine Theilnahme, für meine Nachrichten und für meinen Rath. Aber Dankbarkeit und Klugheit legten ihm die Pflicht auf, noch ein Jahr zu warten und sich zu gedulden, bis er als Volljähriger und als rechtmäßiger Besitzer seiner Güter, seine Verlobung und seine Heirath vollziehen könne, ohne seines Onkels Einwilligung dazu zu bedürfen.

Sie hatte den Brief aus einer Schublade des Tisches hervorgezogen, der ihr zur Seite stand, und flüchtig hineinblickend, ab und zu einzelne Wendungen mir aus demselben wörtlich mitgetheilt. Jetzt hob sie ihn in die Höhe, hielt ihn vor mich hin und sagte: ein unglückseliger Zufall spielte diesen Brief dem Grafen in die Hände.

Wie war das möglich? rief ich voll Argwohn aus.

Die Gräfin lächelte, und die Augen leise zusammenziehend, wie sie es oftmals that, wenn sie ihren Ausdruck zu verschleiern wünschte, sagte sie: mein Nervenleiden macht mich häufig so zerstreut! Habe ich Migraine, so weiß ich kaum noch, was ich thue. — Ich hatte mir die bedeutendsten Stellen des Briefes mit Rothstift angezeichnet, ich wollte ihn noch einmal lesen,

den Brief reiflich überdenken, und ich steckte ihn zu mir, als wir zur Vespermahlzeit in den Garten gingen. Dort muß ich ihn vergessen, verloren haben, genug er gelangte in des Grafen Hand. Der Graf, sonst die Zurückhaltung selbst, hat ihn gelesen, die Rothstiftstriche gaben vielleicht dazu den Grund, und —

Und? fragte ich.

Also Sie wissen Nichts? Gar Nichts? rief die Gräfin, aber wie kam denn Graf Joachim dazu, Sie aufzusuchen? Was wollte er denn bei Ihnen? Was dachten Sie, als er so plötzlich bei Ihnen erschien?

Gnädige Gräfin, er kam, mir zu sagen, daß ich Unrecht gethan, die Praxis hier auf den Gütern abzulehnen, und er hatte darin Recht.

Die Gräfin lachte leise und höhnisch. Und das haben Sie ihm geglaubt? das glauben Sie auch jetzt noch? Wie ist das möglich? Wie wenig kennen Sie den Grafen?

Ich wüßte nicht, versetzte ich, durch ihre spottende Ueberlegenheit empfindlich gemacht, was der Herr Graf sonst von mir hätte begehren können.

Was er begehren konnte? Wissen wollte er, in wie weit Sie an den Entschlüssen seines Neffen betheiligt sind, in wie fern ich selbst auf Sie Einfluß geübt

habe. Denn, um es Ihnen kurz zu sagen, der Graf hat in die Verheirathung seines Neffen eingewilligt.

Er hat eingewilligt? rief ich voll Erstaunen.

Er hat eingewilligt oder er wird einwilligen, das gilt ganz gleich! Die Thatsache, die erfreuliche Thatsache steht fest! sagte die Gräfin mit unterdrückter Bitterkeit.

Darf ich Sie fragen, Gnädigste! woher Sie diese Ueberzeugung gewonnen haben?

Die Gräfin besann sich einen Moment, dann sagte sie ablehnend: Lassen Sie sich mit der Thatsache genügen! Es reicht hin, daß ich es weiß, und daß ich außer mir darüber bin — sie hielt mitten in ihren Worten inne, und wiederholte dann, in eine plötzliche Freundlichkeit übergehend, daß ich außer mir darüber bin, daß Graf Eckbert diese Nachricht nicht durch mich zuerst erfahren wird.

Und seit wann hat der Herr Graf diese Entschließung gefaßt? erkundigte ich mich, noch immer ungläubig.

Der Graf, der sonst seit zehn Jahren um zehn Uhr zu Bette ging, sagte die Gräfin, der niemals einen Gast am Abend bei sich sah, hat gestern, nachdem er mit Ihnen und dem Pastor über seine Zeit gewacht,

noch bis weit über Mitternacht hinaus geschrieben. Heute vor Tagesanbruch ist ein Bote mit einem Briefe an den Graf Eckbert in die Stadt geritten, um die Post noch zu erreichen, und jetzt eben, ehe Sie zu mir kamen, habe ich von meinem Vetter dieses Blatt erhalten.

Sie reichte mir ein Billet hin, es enthielt nur wenig Zeilen: „Bei dem Antheil, welchen Sie, werthe Cousine! an den Herzensangelegenheiten meines Neffen stets genommen haben, wird die Nachricht Ihnen erfreulich sein, daß reifliche Ueberlegung mich bewogen hat, in sein Verlangen einzuwilligen, und daß wir voraussichtlich nun der Verlobung des Grafen Eckbert mit der Demoiselle Lina in nächster Zeit entgegensehen dürfen. Uneigennützig, wie Sie es sind, wünschen Sie ihm sicher recht von Herzen Glück, wenn schon seine Heirath für uns Alle mancherlei Umgestaltungen unserer Verhältnisse zur Folge haben dürfte!"

Nun? was sagen Sie, was sagen Sie zu dieser Tücke? rief die Gräfin aus.

Ich freue mich, daß Graf Joachim freiwillig zugesteht, was er nicht hindern, nur verzögern konnte, entgegnete ich. Ich freue mich auch, meine Cousine am Ziele ihrer Wünsche zu erblicken, und nachgiebig,

wie Graf Joachim sich zeigt, begreife ich nicht wohl, was Sie, meine gnädige Gräfin! von ihm fürchten können.

Also Sie merken es nicht, daß er nur eingewilligt hat, um mich von hier zu vertreiben, sobald Eckbert's Heirath ihm den Vorwand bietet, daß drei Haushaltungen in dem Schlosse nicht bestehen können? Sie merken nicht, daß er alle seine Plane aufgiebt, nur um die meinigen zu kreuzen? Wie ich ihn kenne, würde er, um mir ein Paroli zu biegen —

Sie brach ab, denn Eugenie trat in das Zimmer, und sich leise zu mir neigend, sagte ihre Mutter: Schweigen Sie, sie weiß nichts, darf nichts wissen! Und sich zu der Tochter wendend, erinnerte sie dieselbe, den Bestellzettel zu schreiben, den der Kutscher erhalten sollte, wenn er mich zur Stadt fahren würde.

Eugenie hatte ihn bereits angefertigt, die Gräfin überblickte ihn, und fand ihn vollständig. Sie rühmte es, welche Wohlthat es sei, daß der Graf den Verkehr zwischen dem Schlosse und der Stadt wieder hergestellt habe, und nahm sich vor, bald selbst einmal zur Stadt zu kommen, ehe der Herbst hereinbreche, der ihr jede Ausfahrt unmöglich mache. Dann kam sie auf die Personen zu reden, die sie sonst bisweilen

gesehen, erinnerte ihre Tochter an den Abend, an welchem sie einst bei ihrem Wanderleben in dem Orte angekommen waren, und an die gute Aufnahme, welche sie im Hause des Rathmannes gefunden hatten, und Eugenie fragte mich nach Elfrieden.

Sie war damals sehr gut zu mir, sagte sie freundlich, und obschon Mama behauptet, Mademoiselle Elfriede sei nie hübsch gewesen, kommt sie mir in der Erinnerung doch so hübsch vor, daß ich mich fürchten würde sie wieder zu sehen, denn sie muß jetzt nicht mehr jung, sie muß schon alt sein.

Ich fühlte, wie jung ich selber war, denn ich vermochte die Empfindung nicht zu unterdrücken, die mir das Blut nach dem Kopfe trieb, als ich daran dachte, was vor kaum zwei Tagen zwischen mir und Elfrieden vorgegangen war, und mein Erröthen gewahrend rief die Gräfin: Eugenie! Eugenie! Du scheinst eine zarte Seite angeschlagen zu haben, sieh wie roth der Doktor geworden ist. Nicht wahr, Herr Doktor, Sie kennen das Mädchen, von dem wir sprachen?

Gewiß, versetzte ich, ich kenne Mademoiselle Elfriede sehr wohl und schätze sie sehr! — Ich hatte das aufrichtig gemeint, aber vielleicht, um meine Haltung wieder zu erlangen, es wärmer ausgedrückt, als es nöthig

war. Die Gräfin lächelte, Eugenie aber fragte lebhaft: Wie alt mag sie jetzt wohl sein?

Sie ist dreißig Jahre! antwortete ich.

O! also älter, viel älter als Sie! rief Eugenie sichtlich zufrieden, und bat mich dann, Mademoiselle Elfriede schön von ihr zu grüßen, wenn dieselbe sich noch des Kindes erinnere, dem sie eine Puppe geschenkt, mit dem sie einen ganzen Abend hindurch gespielt, und für das sie die schönsten Häschen aus Kohlrabi geschnitten habe. Ich glaube, schloß sie, es war das einzige Mal in meinem Leben, daß ein Erwachsener mit mir spielte!

So wenig Eugenie das beabsichtigt haben mochte, rührten ihre einfachen Worte mich doch sehr. Ich sah sie vor mir, ein schönes engelgleiches Kind, einsam neben der Mutter, die so wenig Liebe zu geben vermochte, die es so wenig verstehen konnte, ein Kinderherz an sich zu fesseln, und ich dankte es Elfrieden tief in meinem Innern, daß sie dem armen, flüchtigen Grafenkinde jene glücklichen Stunden bereitet hatte, deren es sich heute noch mit Freuden erinnerte. Zum ersten Male dachte ich daran, welch' ein Leben Eugenie neben dieser Mutter führen müsse; zum ersten Male fiel es mir auf, wie frei und sicher ihre Haltung, trotz

der völligen Abgeschiedenheit sei, in der sie aufgewachsen war, und ich liebte sie darum nur noch mehr. Aber was ich auch thun mochte, der Unterhaltung die Wendung zu geben, welche ich hier wünschte, es scheiterte an der Anwesenheit und an der Unruhe der Gräfin, die immer mit neuen Einfällen dazwischen fuhr, bis die Zeit meiner Abfahrt herangekommen war, und man mir meldete, daß der Wagen mich erwarte.

Nun erst kam die Gräfin auf ihre Nervenleiden zurück. Ich ertheilte also neuen Rath, machte eine neue Verordnung, und schon auf dem Punkte mich zu beurlauben, fragte ich Eugenie, ob sie mir nicht irgend welche Aufträge an ihre Schützlinge in der Mühle anzuvertrauen habe? Ich würde sie dann ausrichten, wenn ich dort vorspräche, um nach den Kindern zu sehen.

Die Kinder sind lange schon gesund! sagte sie, dann aber setzte sie hinzu, es würde doch gut sein, wenn ich nach der Mühle fahren wollte, und sei es mir Ernst, dorthin Etwas mitzunehmen, so wollte sie mir für ihren Pathen ein Paar Schuhe mitgeben, die sie hier für ihn habe machen lassen.

Ich empfahl mich, Eugenie kam mit mir, die Schuhe zu holen. Schweigend gingen wir durch die beiden anstoßenden Zimmer, ich wußte nicht, was und wie

ich zu ihr sprechen sollte. An ihrer Thüre wollte sie mich verlassen, das half mir zum Worte. Ich faßte ihre Hand sie zurückzuhalten. Gehen Sie nicht fort, bat ich, ehe sie mir sagten, daß Sie mir verzeihen! daß Sie mir nicht mehr zürnen!

Sie antwortete mir nicht. Ich wiederholte meine Bitte dringender, da machte sie ihre Hand aus der meinen los, und wendete sich von mir ab, um in ihr Zimmer einzutreten.

So soll ich scheiden? fragte ich bis in des Herzens Grund entmuthigt.

Ich wollte, ich hätte Sie nie gesehen! stieß sie heftig hervor, und eilte in ihr Gemach.

Zehntes Kapitel.

Mehr als acht Tage verstrichen, ohne daß sich irgend Etwas zutrug, das mit meinen Verhältnissen zu den Schloßbewohnern in irgend welchem Zusammenhange stand. Außer Elfrieden hatte ich Niemand, mit dem ich von meiner Liebe und von meinen Wünschen sprechen konnte, und wenn ich den Tag hindurch meinen Geschäften obgelegen hatte, ermüdete die Gute nicht, mich am Abende ausschließlich von Eugenie und von meinen Hoffnungen reden zu hören. Sie mußte mir dann immer wieder erzählen, wie Eugenie als Kind ausgesehen hatte und wie sie gewesen war, ich ließ mir alltäglich schildern, wie wenig Zärtlichkeit und Hingebung die Gräfin für ihr Kind gehabt habe, und so oft ich es hörte, rührte es mich, und ich gelobte

mir, Eugenie dafür doppelt glücklich zu machen, wenn sie jemals die Meine werden sollte. Aber ob das geschehen würde, ob Eugenie meine Liebe theile, welche Mittel und Wege mich zu ihr führen könnten, das waren die Fragen, welche unablässig zwischen mir und meiner antheilvollen Freundin erwogen wurden. Und wenn wir gemeinsam unsern Scharfsinn daran erschöpft hatten, wenn ich es mir selbstquälerisch bewiesen hatte, daß Eugenie eigentlich eine Abneigung gegen mich gezeigt, und daß ich ein Thor gewesen sei, ihre heftigen, kurzen Aeußerungen zu meinen Gunsten zu deuten, so war ich zum Schlusse es immer sehr zufrieden, es meiner Freundin auf ihr bloßes Wort zu glauben, daß ich mich irre, und daß Eugeniens Liebe für mich eine Thatsache sei, welche über allen Zweifel feststehe.

Wir hatten inzwischen erfahren, daß Graf Joachim bei seiner Ankunft in der Stadt, sich gradeswegs zu seinem früheren Rechtsbeistand, zu dem gelehrtesten und gewandtesten Advokaten der Provinz begeben hatte. Einige Tage später hatte Elfriede es, durch die Tochter des Advokaten herausgebracht, daß die Berathung des Grafen Joachim, der Heirath und der Enterbung seines Neffen gegolten habe, welche Letztere der Advokat für unausführbar erklärt, da die Heirath des jungen Grafen

mit Lina um so weniger als eine Mesalliance zu betrachten sei, als ihr Vater grade in dieser Zeit zum Leibarzt der Prinzen ernannt worden, und schon lange hoffähig gewesen war. Der erfahrene Jurist hatte dem Grafen zugeredet, von seinem Widerstande gegen die Heirath, als von einem durchaus vergeblichen Bestreben, abzustehen, und neben den juridischen Gründen hatte er ihm zu bedenken gegeben, daß im Nothfalle mein Onkel das Ohr des Königs und der Königin besitze, die ihm Zutrauen und Theilnahme bewiesen, und daß Graf Eckbert leicht auf den Einfall kommen könne, durch Vermittelung der höchsten Herrschaften seinen widerstrebenden Oheim zur Nachgiebigkeit bestimmen zu lassen.

Sobald ich diese Nachrichten über die Verhandlungen zwischen dem Grafen und dem Advokaten erhalten hatte, übersah ich die Verhältnisse mit solcher Deutlichkeit, daß ich dadurch auch über meine Zukunft einen beruhigenden Blick gewann. Wie ich den Grafen zu kennen glaubte, war ihm der Gedanke eines Zwanges unerträglich gewesen, gleichviel ob derselbe an ihm durch die Landesgesetze oder durch die Dazwischenkunft des Landesherren geübt werden konnte. Sein Stolz hatte sich dagegen empört, sein Verstand ihm

gesagt, daß es klug sei mit guter Art zu bewilligen, wo man zum Verweigern das Recht und die Macht nicht besitze, und neben dem Allen mochte unzweifelhaft das Verlangen, die Plane und die Berechnungen der Gräfin zu kreuzen, das Seine zu den Entschlüssen des Grafen beigetragen haben. Ja, ich war gewiß, mich nicht zu irren, wenn ich annahm, daß er, um sich an der Gräfin für ihre Einmischung in Eckberts Angelegenheit zu rächen, meine Bewerbung um Eugenie begünstigen, und daß er es gerne sehen würde, wenn die Tochter der Gräfin d'Altremont sich mit einem bürgerlichen Arzte verbände, da er für sein Theil sich in die Heirath seines Neffen mit der Tochter eines Arztes fügen müssen.

Ich erwartete nun von Tag zu Tag eine Verlobungsanzeige aus Berlin zu erhalten, wider mein Vermuthen blieb sie indessen aus, und es war mit einem Male als sei Alles verschwunden, was mich von der einen und von der andern Seite mit den Bewohnern von Hohensteinau verknüpfte. Ich erfuhr gar Nichts von Berlin, ich empfing keine neue Aufforderung nach Hohensteinau zu kommen, der Graf, der es gewohnt worden war, die Güter nicht zu verlassen, kehrte nicht nach der Stadt zurück, und eine große

Anzahl von Kranken legte mir die Pflicht auf, mich nicht ohne besondere Nöthigung von dem Orte zu entfernen. Ein paar Mal dachte ich daran, an Graf Eckbert oder an meine Cousine zu schreiben, indeß eine gewisse Empfindlichkeit hielt mich davon zurück. Ich fand es Unrecht, daß sie mir ihr Glück nicht mittheilten, da sie mich zum Vertrauten ihrer Sorgen gemacht hatten, und so kam ich durch den September und in die letzten Tage desselben, die in jenem Jahre schon kalt und regnerisch waren.

Da ließ sich eines Abends, als ich allein in meinem Zimmer bei meinen Studien saß, ganz unerwartet Graf Eckbert bei mir melden, und nachdem ich gegesagt hatte, daß er mir willkommen sei, trat ein schöner junger Mann in mein Zimmer, der mir die Hände mit Herzlichkeit engegenreichte, und mich dann wie einen alten Freund umarmte.

Sie kommen von Berlin! sagte ich, und ich darf Ihnen, wie ich denke, gratuliren, lieber Graf!

Aber als ich diese Worte ausgesprochen hatte, und dem Grafen in das Antlitz blickte, bemerkte ich, daß es nicht den Ausdruck der Freude und des Glückes trug, die ich bei ihm vorausgesetzt hatte. Er schien vielmehr bedrückt und verstimmt zu sein, und ich er-

fuhr denn auch, nachdem wir uns niedergesetzt hatten, was meinem Gaste auf dem Herzen lag.

Zuvörderst, sagte er, müssen Sie wissen, daß ich in diesem Augenblicke nicht von Berlin, sondern von Hohensteinau komme, und daß ich dort eine Niederlage erlitten, oder um nicht viel zu sagen, sehr unangenehme Eindrücke empfangen habe. Meines Onkels Charakter ist, Dank seiner selbstgewählten einsamen Lebensweise, so unberechenbar geworden, es einen sich in ihm so viel Verstand, so viel Grillen, so viel Großmuth und eine solche selbstsüchtige Kleinlichkeit der Empfindung, daß wir Andern, daß Menschen, die wie ich, sich an das große Ganze halten, und rein und einfach fühlen, immer in der Gefahr sind, ihn zu verletzen, wenn wir uns ihm nahen wollen, und das ist auch mir wieder einmal mit ihm geschehen!

Mein Gast machte dabei eine Pause, und ich merkte erst jetzt, da ich mich von meinem Arbeitstische entfernt hatte, daß es kalt und nicht behaglich in dem Zimmer sei. Ich erhob mich also um ein Feuer machen zu lassen, und fragte, ob es dem Grafen lieber sei, ein Glas Wein oder Thee mit mir zu trinken? Vor allen Dingen, entgegnete Eckbert, lassen Sie zwischen uns die Titel und die Ceremonien weg. So

mißmuthig Sie mich in diesem Augenblicke sehen, habe ich doch durch meine Lina die Freude, Ihr Vetter zu sein, und ich fühle mich Ihnen gegenüber auch wie bei einem alten Bekannten und Freunde. Lassen Sie also immerhin ein Feuer machen, lassen Sie uns Wein geben, und können Sie mich beherbergen, so bleibe ich die Nacht bei Ihnen. Wir plaudern uns in dieser Weise aus, und ich kann den Ihrigen dann in Berlin doch auch erzählen, wie Sie, lieber Bernhard! hier leben und wie es sich bei ihnen lebt.

Eckberts einfache Herzlichkeit machte uns schnell behaglich und vertraut. Ich war erfreut ihn bewirthen zu können, und auf meine Frage, was ihn eigentlich abgehalten habe, seine Verlobung mit Lina bekannt zu machen, antwortete er mir, es sei eben der Brief gewesen, in welchen sein Onkel in seine Heirath gewilligt, der es ihm und Lina bisher unmöglich gemacht habe, an eine öffentliche Erklärung ihrer Verlobung zu denken. Und um mir dies begreiflich zu machen, theilte er mir das Schreiben mit.

Es war in der Nacht abgefaßt, die ich in Hohensteinau zugebracht hatte, und lautete: Als ich mich nach dem Tode meines Bruders berufen fühlte, Dir den hingegangenen Vater zu ersetzen, und Dein Erbe

zu verwalten, damit Dir einst ein sorgenfreies und Deinem Stande und Namen angemessenes Leben bereitet werde, leitete mich dabei kein Eigennutz. Du müßtest es denn eigennützig nennen, daß ich das Verlangen hegte, mir in dem Sohne Deines Vaters und Deiner Mutter einen Sohn zu erziehen, und in Dir einmal alle das Glück verwirklicht zu sehen, auf das ich aus Gründen, die Dich freilich zu Nichts verpflichten, Verzicht geleistet hatte.

Du bist mir kein Sohn geworden, unsere Ansichten, unsere Begriffe von Ehre, sind nicht dieselben. Ich klage Dich deshalb nicht an, ich sehe nur zu meinem Bedauern, daß ich es nicht verstanden habe, Dir ein Vater zu werden, und Dir jene vertrauende Liebe einzuflößen, die sich bereitwillig der reiferen Erfahrung unterordnet.

Der Brief, in dem Du mir das Anrecht an unsere Güter wiedergeben wolltest, enthielt die schwerste Kränkung, welche mir zuzufügen in Deiner Macht lag. Er bewies mir, daß Du die Liebe, welche ich für Dich hegte, nie empfunden hast, und daß der Graf Joachim, dem Du vorschlägst, das Opfer seines ganzen Lebens ungeschehen zu machen, und in seinen späteren Tagen sich ein neues Dasein zu begründen, Dir

nie Etwas anderes gewesen ist, als ein Verwalter Deiner Güter, dessen Dienste Du benutztest, um Dich mit dem Vermögen, welches er Dir erwarb, bei der ersten Gelegenheit unabhängig von ihm zu machen.

Nun denn, mein Herr Graf Eckbert, Ihr Verwalter legt sein Amt in Ihre Hände nieder. Zum ersten Oktober werde ich Schloß Hohensteinau verlassen; und wie ich mich frei erkläre von jeder Verpflichtung gegen Sie, so entbinde ich auch Sie jeder Rücksicht auf mich.

Noch heute werde ich an die Obervormundschafts-Behörde schreiben und Ihre Mündigsprechung verlangen. Sie sind dann frei, sich zu verloben, wann Sie wollen, und mit wem Sie immer Lust haben. Meine Mobilien und Effekten werden bis zum ersten Oktober nicht mehr in Hohensteinau sein, und Sie sind Herr es zu beziehen, sobald ich das Schloß verlassen haben werde. Daß Sie der Gräfin d'Altremont und ihrer Tochter, den Aufenthalt in demselben für das Erste noch gestatten darauf kann man bei der besonderen Freundschaft der Frau Gräfin für Sie, und bei Ihrem Vertrauen zu derselben, wohl mit Zuversicht rechnen. Sollten Sie anders gesonnen und auch des Antheils der Gräfin überdrüssig sein, den Sie jetzt ebenfalls nicht mehr bedürfen werden, so bitte ich Sie, die Gräfin bei Zei-

ten davon in Kenntniß zu setzen, damit Sie ihre Maßnahmen treffen kann.

Sobald Ihre Mündigsprechung erfolgt ist, lege ich die Akten über meine Verwaltung der Behörde und Ihnen durch den Amtmann vor und bitte Sie um Decharge. Durch den Amtmann werden Sie auch erfahren, wie ich es mit der für mich auf die Güter eingetragenen Leibrente und mit der Pension, welche ich der dienstfertigen Frau Gräfin d'Altremont ausgesetzt habe, in Zukunft gehalten zu haben wünsche, und somit hätte ich von Ihnen nichts Weiteres zu fordern, als daß Sie von jetzt ab jede Annäherung an mich und jeden Zusammenhang mit mir sorgfältig vermeiden, wie Sie auf die gleiche Rücksicht von meiner Seite zuversichtlich zählen dürfen. Ergebenst Joachim Graf . . .

Ich legte den Brief aus der Hand, Eckbert steckte ihn wieder zu sich. Es ist etwas Dämonisches in solchen Briefen, sagte er. Lina hat mich vielmals gebeten, das Blatt fortzuthun, zu vernichten, weil ich mich nicht enthalten kann, es immer aufs Neue zu lesen, und immer wieder davon gequält zu werden, aber ich kann mich nicht dazu entschließen. Denn ich liebe meinen Onkel, was er auch sagen mag, wie

einen Vater, und selbst durch die Qual, die er mit diesem Briefe in mein Leben geworfen hat, fühle ich es nur deutlicher, wie sehr ich an ihm hänge. Es würde mir schmerzlich sein, mich zu verheirathen, und zu wissen, daß mein Onkel im Zorne meiner denkt, wie es mir sehr schmerzlich ist, mir vorzustellen, daß er nicht mehr in Hohensteinau leben, daß er sich irgendwo eine neue, ihm sicher nicht mehr zusagende Heimath begründen soll; denn ich weiß es, wie dieser Mann an dem Gute seiner Väter, an der Heimath hängt.

Aber was wollen Sie denn thun? fragte ich Eckbert, entschlossen ihn zum Widerstande zu ermuthigen, obschon ich selber mich von dem Briefe befangener und niedergeschlagener fühlte, als ich es ihm zeigte und mir eingestand.

Eckbert antwortete mir darauf nicht. Ich habe Alles gethan, sagte er, Alles, was in meiner Macht stand. Lina und ich haben ihm geschrieben, er hat die Briefe, da er meine Handschrift erkannte, uneröffnet zurückgeschickt. Darauf hat Ihr Onkel selber sich von uns erbitten lassen, und sich an den Grafen gewendet. Sein Brief war eben so verständig als würdig, und sprach eben so sehr die Vernunft des

Grafen, als seine Billigkeit an. Er war von einem Vater an einen Vater geschrieben. Mein und Lina's Briefe waren offen darin eingelegt. Der Graf hat Ihrem Onkel vornehm ablehnend, aber doch schicklich geantwortet, die offenen Schreiben von Lina und mir jedoch als Zudringlichkeiten bezeichnet, mit denen er verschont zu werden wünsche. Inzwischen ist meine Mündigsprechung erfolgt, mein Onkel hat seine Rechnungslegung eingereicht, und geschäftsmäßig ein Concept beigelegt, das er von mir als Decharge unterzeichnet zu sehen wünscht, während der Amtmann mir schrieb, daß der Graf bereits Kisten machen lasse, um seine Bibliothek zu verpacken.

Eckbert machte bei den Worten eine Pause. Also der Graf wird Hohensteinau wirklich verlassen? fragte ich.

Können Sie daran bei seinem Charakter zweifeln? entgegnete Eckbert. Ich selbst war von der Nachricht des Amtmanns, von dem Anblick des Dechargescheins so peinlich betroffen, daß es mir keine Ruhe ließ, ehe ich nicht einen letzten Versuch gewagt hatte. Lina stimmte darin ganz mit mir überein. Ihr Onkel billigte mein Vorhaben zwar nicht, aber ich fuhr dennoch nach Hohensteinau. Heute Nachmittag langte ich dort an.

Ohne Jemand gesprochen zu haben, trat ich in das Zimmer meines Onkels. Man sah an den zusammengeschnürten Bücherpacken, an der ganzen Verfassung des Zimmers, daß er sich bereits für den Auszug rüstete. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr mich das bewegte, und hingerissen von meiner Empfindung, eilte ich auf ihn zu, um mich an seine Brust zu werfen als er von mir zurücktrat.

Keine Komödie! sagte er. Noch ist dies Zimmer mein! Ich beschwor ihn, es immer als das seine zu betrachten, ich sprach ihm aus, was mich zu ihm getrieben habe, er ließ mich nicht vollenden. Zwingen Sie mich nicht, Sie aus dem Zimmer, das jetzt noch das meine ist, hinauszuweisen! rief er mit einer eisigen Kälte. In bürgerlichen Familien mögen Sie solche Rührspiele gewohnt worden sein. Ein Edelmann hält sein Wort, und respectirt den einmal ausgesprochenen Willen eines Edelmannes. Sie kennen den Meinigen, respectiren Sie ihn. — Er verneigte sich darauf und verließ das Zimmer, und ich —

Und Sie? fragte ich —

Ich bin jetzt entschlossen, mich zu verheirathen, da ich auf eine Sinnesänderung meines Onkels nicht zu rechnen wage. Aber ich weiß, daß die Erinnerung an

ihn mich hindern wird, das Glück, welches mich an Lina's Seite erwartet, rein und frei zu genießen.

Ich konnte dies dem Grafen nachfühlen, ich war jedoch wie er der Ansicht, daß für jetzt Nichts mehr zu thun sei, und so erkundigte ich mich, ob er die Gräfin gesprochen, und wie er sie gefunden habe.

Eckbert hatte sie aber gar nicht gesehen. Es war mir in dem Augenblicke unmöglich sie aufzusuchen, sagte er. Der Graf hätte denken müssen, daß ich zu ihr gegangen sei, um mich über ihn zu beschweren, um mit ihr Verabredung über eine Zeit zu treffen, in welcher er nicht mehr Herr im Schlosse sein würde; und daß ich es Ihnen gestehe, ich kam mir selber wie ein Fremder, das Schloß kam mir unheimlich vor, da Graf Joachim sich anschickte, es zu verlassen. Es litt mich nicht darin, und ich war froh, als ich diesem mir selbst so werthen Aufenthalte den Rücken gewendet hatte.

Nach Eugenie zu fragen, wäre unter diesen Verhältnissen nutzlos für mich gewesen, selbst wenn ich mich hätte überwinden können, das erste Wort von ihr vor Eckbert auszusprechen. Wir blieben also ausschließlich mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, und er sagte mir, daß er die Absicht habe, seine Verlo-

bung gleich nach seiner Rückkehr nach Berlin bekannt zu machen, daß er seine Hochzeit jedoch erst im Frühling feiern wolle. Das Schloß sei in seinem gegenwärtigen Zustande nicht recht wohnlich, man habe für die Verschönerung, für die innere Behaglichkeit desselben seit langen Jahren nichts gethan, und wenn Graf Joachim es verlassen haben werde, so solle gleich mit den nöthigen Verbesserungen und mit der neuen Einrichtung der Zimmer begonnen werden. Er wolle, da im Winter die Handwerker meist weniger beschäftigt wären, Berliner Handwerker nach Hohensteinau schikken, und er meine, daß der Winter bei der inneren Neugestaltung eines Gebäudes kein Hinderniß sein werde.

Aber wird die Anwesenheit der Gräfin d'Altremont Sie in Ihren Bauunternehmungen nicht stören? wendete ich ein, um auf diese Weise noch einmal auf dieselbe zurückzukommen, und wo möglich zu erfahren, was er in Bezug auf das Verweilen der beiden Damen beschlossen habe.

Ich denke nicht! antwortete er mir. Sollte die Gräfin wider mein Erwarten es beabsichtigen, diesen Winter noch in der jetzt völligen Einsamkeit auf Hohensteinau zuzubringen, so ist das Schloß groß genug, ihr jede Störung fern zu halten, und später —

Später? wiederholte ich fragend.

Graf Eckbert wich, wie ich dies schon vorhin an ihm bemerkt hatte, den an ihn gestellten Fragen gerne aus. Er that dies auch jetzt. Ich kann mir nicht denken, sagte er, daß die Gräfin nicht selbst empfinden sollte, wie ich sie nicht füglich als Hausgenossin in dem Schlosse behalten kann, wenn Graf Joachim, dessen Gast sie eigentlich war, dasselbe nicht mehr bewohnt; und ich glaube ihr Verlangen nach Umgang, nach der großen Welt wird sie begierig machen, die ihr jetzt gewordene Freiheit zu benutzen. Daß ich dafür Sorge tragen werde, sie auch fern von Hohensteinau ein für alle Mal sicher zu stellen, versteht sich von selbst. Und so wenig es mir, trotz mancher vortrefflichen Eigenschaften der Gräfin, erwünscht sein kann, sie meiner Frau zur beständigen Gesellschafterin zu geben, so erwünscht wird es ihr sein, Eugenie in die große Gesellschaft zu bringen. Denn Eugenie ist in dem Alter, in welchem die Mutter an ihre Verheirathung denken muß, und hier in der Gegend findet sich für das Mädchen, so schön und gut es ist, doch keine Partie, denn unser hiesiger Adel weiß das Geld zu schätzen.

Es war die erste derartige Aeußerung, die ich von

Eckbert hörte, und thöricht, wie meine Herzensbefangenheit mich machte, verschloß sie mir vollends den Mund. Ich hatte nicht Einsicht, nicht Freiheit genug, mir zu sagen, daß Eckbert hier in dem Sinne der Gräfin urtheile. Ich meinte auch in ihm dem unzerstörbaren Adelsstolze zu begegnen, der nur, wo es ihm selber ein Bedürfniß ist, eine Ausnahme zuläßt, sonst aber starr an seinen angeerbten Vorurtheilen festhält, und daß er daran dachte, Eugenie aus meiner Nähe zu entfernen, verstimmte mich nicht nur im Allgemeinen, sondern auch gegen Eckbert selbst. Ich fand mich, wovon wir auch sprachen, doch immer nur mit Eugenie beschäftigt, ohne daß ich mich überwinden konnte, auch nur ihren Namen zu nennen, und als wir uns gegen Mitternacht trennten, war ich froh, mir selber überlassen zu sein.

Am andern Morgen schieden wir als gute Freunde, aber schon bei früher Zeit. Eckbert sehnte sich der Braut von der mißlungenen Versöhnung und seinem danach gefaßten Entschlusse Kunde zu geben, und ich beabsichtigte sobald als möglich nach Hohensteinau hinauszufahren, um mir wenigstens darüber Gewißheit zu verschaffen, wie lange ich noch auf Eugeniens Verweilen in dem Schlosse rechnen dürfe.

Gegen Mittag ließ meine Freundin Elfriede mich bitten, zu ihr zu kommen, weil sie mir Etwas mitzutheilen habe. Ich folgte ihrer Aufforderung augenblicklich, und erfuhr von ihr, daß der Graf schon vor einiger Zeit ein ihrem Vater gehöriges, und in einem Garten der Vorstadt gelegenes Haus auf mehre Jahre gemiethet habe. Elfriede war davon selbst erst an dem Morgen in Kenntniß gesetzt worden, da ein Brief des Grafen ihrem Vater gemeldet hatte, daß er seine Bibliothek und seine anderweitigen Effekten in den nächsten Tagen dorthin senden werde, und auf ihre Bitte fuhr ich sie in meinem Wagen nach dem Hause in der Vorstadt hinaus.

Die ganze Angelegenheit war heimlich betrieben worden. Der Graf hatte verlangt, daß Nichts davon gesprochen werde, und der Rathmann, der das Vertrauen seines alten Geschäftsfreundes wieder zu erlangen wünschte, hatte selbst vor der Tochter reinen Mund gehalten, die sonst seine unbedingte Vertraute war. Daß man das Haus in Stand setzte, hatten wir Alle gewußt, ich hatte sogar an einem Abende Rath ertheilen müssen, als man die Tapeten für die Erneuerung der Zimmer aussuchte; aber der Rathmann hatte uns in dem Glauben erhalten, daß er das Haus,

welches lange Jahre hindurch von der Wittwe eines hier früher kommandirenden Obristen bewohnt worden war, neu herrichten lasse, um es wieder gelegentlich und vortheilhafter als bisher vermiethen zu können. Nun fragte ich mich, was will der Graf mit einem ganzen Hause, und wozu hat man es so neu und freundlich hergestellt, da der Graf auf solche Dinge nicht den geringsten Werth legt?

Die Hoffnung, er könne vielleicht der Gräfin hier ein Asyl anbieten wollen, wenn Eckbert sie nicht in Hohensteinau behalte, trat mir nahe. Mit dem Gedanken, daß Eugenie hier wohnen könne, wohnen werde, ging ich durch den Garten, dessen neu und sauber geregelte Wege schon von dem gelben herabgefallenen Laub der schönen Bäume bedeckt waren, in das Haus hinein. Alles darin sah neu und freundlich aus. Die Wände mit ihren geschmackvollen Tapeten, die Fenster mit den hellen großen Scheiben, die neuen Flügelthüren und der blank gebohnte Boden. Küche und Speisekammer waren auf das zweckmäßigste eingerichtet, der Wirthschaftshof ließ Nichts zu wünschen übrig, und die geräumige Stallung, die große Remise, erregten in mir, der sich in der Stadt mit diesen Räumen eng genug behelfen mußte, einen hausherrlichen Neid.

Ich wollte, sagte ich, daß meine Praxis es mir möglich machte, hier draußen zu wohnen. Wie das Haus jetzt erneut ist, ist es bei weitem das behaglichste und bequemste in der ganzen Stadt.

Und zu denken, daß es nun leer stehen bleiben wird! meinte Elfriede mit ähnlichem Bedauern.

Leer stehen bleiben? wie das? fragte ich.

Es kommt Nichts hinein, gar Nichts als des Grafen Bibliothek und die Bilder seiner Eltern, versetzte sie. Für die Bibliothek hat er ein bestimmtes Zimmer angewiesen, Bücherborde bestellt, und mein Vater hat gestern einen jungen Candidaten engagiren müssen, der sie nach dem numerirten Verzeichniß des Grafen aufstellen soll. Auch für die Bilder seiner Eltern hat er den Platz im Saale angegeben. Nach seinem heutigen Briefe schickt er übermorgen seine Bücher her, an den folgenden Tagen wird der Candidat sie ordnen, und dann wird das ganze, freundliche Haus verschlossen werden.

Aber wo wird denn der Graf bleiben? Er wollte doch am ersten October von Hohensteinau aufbrechen?

Er wird das auch thun. Er hat meinem Vater geschrieben, daß er am ersten October Vormittags bei

uns eintreffen will. Dann will er sehen, ob das gemiethete Haus in Ordnung und die Bibliothek gut aufgestellt ist, und danach will er seine Reise antreten, für deren Beginn mein Vater ihm auf zwei Uhr Mittags die Postpferde bestellen soll.

Und Sie wissen nicht, wohin er gehen wird?

Er hat Nichts davon geschrieben! antwortete Elfriede, und nachdem wir diese neue Sonderbarkeit des Grafen und den Besuch Eckberts besprochen hatten, sagte sie: Sie werden das vielleicht von mir sonderbar finden, aber ich kann es nicht leugnen, Graf Joachim thut mir sehr leid, und ich kann nicht aufhören an ihn zu denken! So grillenhaft und eigensinnig sein Handeln in den Einzelnheiten oftmals ist, so ist das Ganze doch aus einem Stücke, und er hat bei einem festen Willen und bei festen Ueberzeugungen, doch ein weiches und großmüthiges Herz. Auch jetzt, da er zum zweitenmale sich aus der Heimath verbannt, um fremdem Liebesglücke Raum zu machen, was ihm sicherlich nicht leicht wird, hat er wieder für die ihm so antipathische Gräfin Sorge getragen, und obenein meinen Vater angewiesen, für Comtesse Eugenie immer eine bestimmte Summe bereit zu halten, falls derselben einmal in irgend einer Weise die Abhängigkeit von

ihrer Mutter zu schwer, und das Ausdauern neben derselben unmöglich werden sollte.

Und das Alles sagen Sie mir erst jetzt? rief ich vorwurfsvoll und zugleich überrascht und betroffen von diesen Mittheilungen aus.

Ich weiß es, wie gesagt, selbst erst seit heute! versetzte sie, und ihre Mittheilungen änderten mein Vorhaben augenblicklich. Ich war entschlossen gewesen, sobald als möglich nach Hohensteinau hinauszueilen. Nun überlegten wir gemeinsam, daß es rathsamer sei, diesen Besuch aufzuschieben, bis der Graf das Schloß verlassen, und bis ich selbst ihn vielleicht hier noch einmal gesprochen haben würde, was sich nicht weit hinausschieben konnte, da der letzte September vor der Thüre stand.

Am ersten October gegen Mittag begab ich mich in das Haus des Rathmannes. Elfriede hatte mich nach unserer Verabredung erwartet, und kam mir mit der Nachricht entgegen, daß der Graf schon vor zwei Stunden eingetroffen, und mit ihrem Vater nach dem Hause in der Vorstadt hinausgegangen sei.

Sie war erregt und hatte des kein Hehl, denn sie behauptete eine auffallende Veränderung an dem Grafen wahrgenommen zu haben. Schon daß er nicht mehr

in der Equipage gekommen war, deren er sich seit einer langen Reihe von Jahren bedient hatte, und daß der Pandur ihn nicht mehr gefahren, der Jäger ihn nicht mehr begleitet hatte, war ihr aufgefallen und hatte sie gerührt, weil es anzeigte, daß er mit diesem Tage Abschied genommen von Allem, was zum Schlosse, das heißt von Allem, was seinem Neffen gehörte. Er hatte für die Fahrt nach der Stadt sich den Wagen und die Pferde des Amtmanns geborgt, hier erwartete ihn ein Reisewagen, den er sich gekauft hatte, und er hatte sich von Hohensteinau aus an einen ihm aus früherer Zeit bekannten Obristen gewendet, um sich durch diesen einen Diener aussuchen zu lassen, der ihn auf seiner Reise begleiten sollte.

Ich konnte nach diesen Mittheilungen das Bedauern meiner Freundin nicht recht begreifen. Ein Mann, der vermögend genug war, sich ein Haus zu miethen, um eine Bibliothek und zwei Bilder darin aufzubewahren, der vollständig Herr seines Willens und seiner Handlungen war, der reisen konnte, wie und wohin er wollte, kam mir nicht beklagenswerth vor, und ich sagte das Elfrieden; sie ließ aber keine meiner Einwendungen gelten.

Fühlen Sie denn nicht, rief sie aus, daß dieser

Mann in diesem Augenblicke sein ganzes Leben umgebrochen hat? daß er sich gezwungen sieht, seiner ganzen bisherigen Selbstherrlichkeit zu entsagen, und daß er nicht mehr derselbe ist, wenn er genöthigt ist aus seiner ihm so unschätzbaren Unabhängigkeit in die Allgemeinheit zurücktreten, welche ihn, sobald sie ihn berührt, beherrschen und überwältigen wird, wie uns Andere sammt uns sonders?

Die Thatsache war nicht abzuleugnen, nur daß ich darin nicht ein Unglück zu sehen vermochte, wie meine Freundin. Es schien mir vielmehr, als wären die Ereignisse, welche den Grafen Joachim aus dem Fuchsbau seiner Absonderlichkeit herausgetrieben hatten, ein großes Glück für ihn. Ich versuchte es Elfrieden klar zu machen, daß mir damit ein Bann von dem Leben des Grafen genommen zu sein scheine, daß die Rückkehr zu den Menschen ihm auch die Augen über die Härte und über die Vorurtheile öffnen würde, mit denen er seinem Neffen zu nahe getreten sei, und daß, Alles in Allem genommen, ein Mann von der eisernen Kraft, und von der Frische des Grafen Joachim, obschon er sein siebenundfünfzigstes Lebensjahr angetreten hatte, noch immer nicht zu alt wäre, auf Reisen und im Verkehr mit Andern Zerstreuungen und Befriedigung zu finden.

Als ich dann meine Mittel sie zu überzeugen erschöpft hatte, schloß ich eben mit dem französischen Sprichworte, daß Unglück immer zu etwas gut sei, meine Rede, als gerade Elfriedens Vater mit dem Grafen in das Zimmer trat.

Der Graf hatte meine letzten Worte gehört, und freundlich an mich herantretend sagte er: Sind Sie mit Ihren sechsundzwanzig Jahren schon so weise wie wir Alten? Diese Philosophie wird Ihnen zu Statten kommen! — Dann brach er davon ab, sprach seine Zufriedenheit mit den für ihn gemachten Besorgungen aus, zeigte Wohlgefallen an der neuen Einrichtung des Hauses, an der Anordnung des Gartens, an der Aufstellung seiner Bibliothek, aber es ging mir jetzt wie Elfrieden, ich wurde plötzlich von der Empfindung beherrscht, daß diesem Manne ein Unrecht geschehe, daß er zu beklagen sei. Indeß meine Ueberlegung brachte mich bald auf den rechten Standpunkt zurück, und ich machte die Erfahrung, wie geneigt der Mensch allmälig wird, jeder auch der übertriebensten Anmaßung eine Berechtigung zuzugestehen, wenn sie sich selbst mit Ausdauer als eine solche behauptet.

Man war übereingekommen, daß der Graf in dem Hause seiner Gastfreunde zu Mittag speisen sollte, und

lud mich ein, an der Mahlzeit Theil zu nehmen. Ich hatte noch ein paar unerlässliche Besuche abzumachen, und als ich von diesen zurückkehrte, war der Tisch hergerichtet, so daß wir uns gleich zum Essen niederließen. Elfriede saß zwischen mir und dem Grafen, aber ihre Aufmerksamkeit wendete sich diesem fast ausschließlich zu, und ihr Bestreben, ihm Alles bequem und angenehm zu machen, hatte durch ihre Güte etwas sehr anmuthiges. Die Unterhaltung war indeß durchweg oberflächlich und selbst peinlich, denn wir fühlten, wie entschieden der Graf es vermied, von Hohensteinau und von den Verhältnissen, welche er verlassen hatte, zu sprechen. Auch von seinen nächsten Planen erwähnte er Nichts, und Elfriede war also, um ihm darin behülflich zu sein, unabläßig bemüht, neue Anknüpfpunkte für die Unterhaltung zu finden, bald Dies, bald Jenes anzuregen, so daß mir, so lange und so genau ich sie auch kannte, doch ihre geistige Gewandheit und die Mittel, welche ihr zu Gebote standen, überraschend waren.

Ich selbst konnte ihr nicht wesentlich von Nutzen dabei sein, denn in mir war während dessen der Entschluß zur Reife gekommen, mich gegen den Grafen auszusprechen, ehe er unsere Gegend verließ, und von

ihm jetzt in aller Form die Zustimmung zu meiner Bewerbung, und wenn diese den Erfolg hatte, welchen ich ihr wünschte, auch die Einwilligung zu meiner Heirath mit Eugenien zu begehren. Wir hatten uns also kaum vom Tische erhoben, als ich den Grafen ersuchte, mir vor seiner Abreise noch eine Unterredung zu gönnen. Er erklärte sich dazu bereit, und mir zu Hülfe kommend, bat er, uns ein paar Augenblicke der Zurückgezogenheit in einem der Nebenzimmer zu vergönnen, da er mit mir noch einige Verabredungen zu treffen habe.

Als wir uns allein befanden, nahm er auf dem Sopha Platz, nöthigte mich, neben ihm niederzusitzen und sagte: Ich glaube, wir können uns manche Vorrede ersparen, wenn ich Ihnen eröffne, was in den letzten Tagen vor meiner Abreise zwischen mir und der Gräfin d'Altremont vorgegangen ist, und von welchem Standpunkte aus ich Ihre neuliche Erklärung über Ihre Liebe für mein Mündel angesehen habe.

Von der Stunde ab, sagte er, in welcher ich mich entschloß, Hohensteinau für immer zu verlassen, beschäftigte mich der Gedanke, daß Comtesse Eugenie damit ihren Beschützer und ihren ganzen bisherigen Wirkungskreis verlieren, und daß es daher gut sein

würde, ihr Beides zu ersetzen, indem man sie verheirathete. Weil ich aber die reine und würdige Aufrechterhaltung unserer alten Adelsgeschlechter wünsche, die sich ohne ein bedeutendes Vermögen in ihrer Stellung nicht behaupten können, darum finde ich es angemessen, daß die unbemittelten Töchter des Adels sich mit den Männern des gebildeten Beamten- und Gelehrtenstandes verbinden. Der Adel wird dadurch von einer Last befreit, den andern Ständen werden gebildete und edle Frauen zugeführt, und die Verhältnisse des Landes gewinnen durch diese Verschmelzung der Stände, weil sie dem Adel und seinen Prärogativen einen neuen und festen Unterbau in den ihm zunächst stehenden Schichten der Gesellschaft sichert. Von diesem Standpunkte aus konnte mir also Ihre Bewerbung um die Gräfin Eugenie, da ich Sie als einen Ehrenmann kennen und schätzen gelernt, und da Ihr offenes Geständniß mir wohl gefallen hatte, nicht unwillkommen sein. Wäre ich in der Nähe meines Mündels geblieben, so hätte Ihnen Nichts im Wege gestanden, Nichts —

Ich konnte mich nicht länger überwinden, und heftiger als es recht war, rief ich: Nichts als der berechtigte Widerwille des Bürgerlichen, sich in solcher

Weise für die Zwecke der Aristokratie gebrauchen zu lassen.

Der Graf war sichtlich betroffen. Er hatte in gutem Glauben gesprochen, er begriff meine Entrüstung gar nicht. Weigern Sie sich, sagte er gelassen, sich wenn Sie dürstet, an der edlen Frucht des Weinstocks zu erlaben, die der Besitzer des Weingartens Ihnen überläßt, weil er mehr davon besitzt, als er selbst genießen kann? Oder glauben Sie, daß irgend eine menschliche Verbindung, irgend ein Verhältniß förderlich ist, in welchem der Vortheil des Einen nicht zugleich den Vortheil des Anderen mit sich bringt? Ist Gräfin Eugenie nicht mehr Eugenie, weil ich Ihnen offen eingestehe, daß ich es für votheilhaft erachte, das mittellose Mädchen durch Sie, den ich schätze, versorgt zu sehen?

Ich bereute meine Uebereilung, ich bereute, vergessen zu haben, mit wem ich es zu thun hatte, und es entstand dadurch eine Pause zwischen uns, der ich einlenkend, wie es am geeignetsten war, ein Ende machte. Aber der Graf unterbrach mich.

Lassen Sie uns nicht um Grundsätze, nicht um Verhältnisse streiten, von denen jetzt nicht mehr die Rede sein kann, sprach er, da die Bedingungen augen-

blicklich nicht mehr vorhanden sind, unter denen sie ausführbar waren. Die Gräfin d'Altremont, welche sich zum Glücke ihrer Tochter einst selbst die Hände gebunden hat, indem sie mich zum Vormund derselben ernannte, hat sich aus einem bestimmten Grunde verpflichtet gefühlt, mir bei meiner Abreise einmal die neuen Plane und Aussichten mitzutheilen, welche sie für ihre Tocher hat, oder zu haben glaubt. Sie würden bei ihr auf den heftigsten Widerstand stoßen!

Er sprach das sehr bestimmt, hielt einen Moment inne, und fuhr dann fort. Wäre ich nach meiner Entfernung von Hohensteinau nur einigermaßen in der Nähe meines Mündels geblieben, so würde ich mich den Planen der Gräfin möglicher Weise opponirt und ihren Widerstand — er lächelte bei den Worten — nicht eben hoch angeschlagen haben. Jetzt, da ich diese Gegend verlasse, da die Gräfin d'Altremont sie ebenfalls zu verlassen beabsichtigt, muß ich Sie bitten, von Ihrer Bewerbung um die Tochter derselben abzustehen, grade weil ich bemerkt zu haben glaube, daß sie vielleicht keine vergebliche gewesen sein würde.

Herr Graf! rief ich aus, Sie geben mir eine Hoffnung, nur um sie mir wieder zu entreißen. Was bewegt Sie dazu?

Der Wunsch, mein Mündel keinen Zerwürfnissen mit ihrer Mutter auszusetzen, wenn ich nicht da bin, ihr in diesem Kampfe beizustehen.

Und Eugenie soll also dem Ehrgeiz ihrer Mutter überlassen, Eugeniens und meine Zukunft soll den Planen derselben aufgeopfert werden? fragte ich, von meiner Leidenschaft bewegt.

Der Graf wurde immer ruhiger, je mehr meine Erregung sich verrieth. Ich habe nicht an Sie, ich habe nur an das Mädchen zu denken! sagte er. Daß dieses Mädchen Sie liebt, daß es jetzt schon die Trennung von Ihnen als ein Mißgeschick empfinden würde, das habe ich nicht gesagt, und das bezweifle ich sogar.

Und wenn Eugenie die Absichten ihrer ehrgeizigen Mutter nicht theilt, wenn sie —

Ob und in wie weit die Gräfin Eugenie sich den Wünschen ihrer Mutter zu fügen geneigt sein wird, das muß die Zeit uns lehren, und vor allen Dingen muß sie dieselben dazu erst kennen lernen. Sie hat einen gesunden Sinn, ein starkes Herz, und sie hat immer Schutz bei mir gefunden, immer Billigung von mir erlangt, wenn sie sich einem unbilligen Verlangen ihrer Mutter widersetzte. Sie kennt das Leben in der Welt und in der Gesellschaft noch nicht. Es bietet sich ihr

jetzt die Gelegenheit, es kennen zu lernen. In gewissem Sinne kommt mir das erwünscht. Ich fordere daher von Ihnen, als von einem Ehrenmanne, Ihr Wort, daß Sie nicht versuchen wollen, die Unbefangenheit der Gräfin Eugenie in irgend einer Weise zu beeinträchtigen, und ich rechne darauf, daß Sie mir dies Versprechen geben.

Er schwieg und auch ich schwieg. Die treue Sorge, welche der Graf für Eugenie trug, machte ihn mir werth, die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er mich nur als ein Mittel für seine Zwecke, für Eugeniens Wohlfahrt behandelte, beleidigte mich, und doch wußte ich zugleich, wie groß sein Einfluß auf das Mädchen, wie groß dessen Liebe für ihn sei, und daß ich mir ein schweres Spiel bereiten könnte, wenn ich sein Zutrauen und sein Wohlwollen verscherzend, mich seinem Verlangen widersetzte. Einen Augenblick dachte ich daran, mich ihm zu fügen, weil ich mich mit meiner Liebe stark genug wähnte, Eugeniens Neigung allen Hindernissen zum Trotze mir zu gewinnen. Dann wieder empfand ich Zweifel, indem ich mir die Wirkung vorstellte, welche das Leben und die Verlockungen der großen Welt auf die Geliebte haben mußte. Die Pein einer langen Ungewißheit stand drohend vor mir,

und von ihr getrieben sagte ich endlich: Herr Graf! die Mittheilungen, welche Sie mir gemacht haben, sind mir unschätzbar an sich, unschätzbar als Zeichen Ihres Vertrauens. Das Versprechen aber, welches Sie von mir begehren, leiste ich nicht!

Sie leisten es nicht? rief der Graf mit jener Verwunderung, die er immer zeigte, wenn er gewahrte, daß man sich ihm nicht fügte, und die ihn auch jetzt, auch nach den Erfahrungen der letzten Zeit noch nicht verlassen hatte.

Nein! sprach ich. Ich hatte die Absicht, noch heute nach Hohensteinau hinauszufahren, und ich werde dieselbe ausführen, sobald ich Sie verlasse.

Der Graf stand zornig auf. Ich werde Sorge tragen, daß man sie nicht empfängt.

So werde ich mich schriftlich an Eugenie wenden!

Eugenie wird Ihre Briefe nicht annehmen! sagte er noch zorniger.

Sie werden damit nur meinem Scharfsinn einige Mühe machen; hindern, mein Heil zu versuchen, wird mich Nichts, Herr Graf! erklärte ich ihm, nun auch allmälig aus meiner mühsam bewahrten Ruhe aufgerüttelt.

Also ein Kampf? rief der Graf.

Da Sie mich zu einem solchen zwingen wollen — ja, Herr Graf! denn ich hoffe ihn als Sieger zu bestehen! Ich verneigte mich und verließ das Zimmer. Der Graf ging zur anderen Thüre hinaus, und in die Wohnstube der Familie zurück.

Ich begab mich graden Weges nach meinem Hause, ließ, weil ich meinen Pferden die schnelle Fahrt nicht zumuthen mochte, Postpferde bestellen, saß eine halbe Stunde später schon im Wagen, um in Hohensteinau einzutreffen, ehe irgend eine Nachricht des Grafen das Schloß erreicht haben konnte, und befand mich, als eben die Dunkelheit hereinbrach, an dem ersehnten Ziele.

Still und einsam, wie das Schloß immer gewesen war, kam es mir heute noch stiller und einsamer vor. Statt des Jägers, der sonst in seiner altfranzösischen Uniform die Thüre zu öffnen pflegte, verwaltete jetzt der Diener der Gräfin dieses Amt, und ich sah unten in der großen Flur des Schlosses verschiedene große Reisekoffer stehen.

Mit dem Vorgeben, daß ein Krankenbesuch in der Umgegend mich nahe an dem Schlosse vorbeigeführt habe, ließ ich mich bei der Gräfin melden, und erwartete, als ich bei ihr eintrat, sie wie immer auf ihrem Ruhe-

bette zu finden. Aber zu meinem großen Erstaunen ging sie mit festem, schnellem Schritte im Zimmer umher, und kam mir entgegen, sobald sie mich erblickte.

Sie erleben einen Triumph, mein Freund! rief sie, indem sie mir die Hand bot, und Ihre Diagnose bewährt sich auf das Glänzendste. Es hat mir Nichts als Freude gefehlt, als irgend eine Hoffnung, meine Kräfte wieder zu beleben. Nun diese mir geworden ist, nun fühle ich mich stark und frisch, als hätte ich zwanzig Jahre weniger gelebt, und Sie werden sich freuen, wenn ich Ihnen sage, daß ich trotz der vorgerückten Jahreszeit eine Reise unternehme.

Ich drückte ihr die Genugthuung aus, welche sie bei mir voraussetzen mußte, und fragte, wohin sie sich zu wenden beabsichtigte.

Ich gehe nach Berlin! sagte sie. Ein Jugendfreund, der in jedem Winter seinen Aufenthalt dort nimmt, hat es schon seit Jahren von mir als einen Freundschaftsbeweis gefordert, ihm einmal ein Wiedersehen zu bereiten, das wir hier nicht haben konnten, so lange der Graf, der wirklich wie ein Alp auf dem Dasein aller seiner Angehörigen lastet, hier verweilte.

Und jetzt, da der Herr Graf das Schloß verlassen hat? fragte ich.

Jetzt danke ich Gott, die Freiheit meiner Handlungen wiedergewonnen zu haben, und diesem verzauberten Schlosse endlich, endlich! entfliehen zu können. Sie lachte dabei in ihrer Weise, und plötzlich vor mich hintretend, was bei der Schnelligkeit ihrer Bewegungen außerordentlich komisch aussah, rief sie: Sehen Sie mich an Doktor! können Sie es glauben, daß ich eine förmliche Anwandlung von Koketterie fühle? Daß ich mich freue, mir neue und geschmackvolle Umgebungen, mir selbst neue Toiletten machen zu lassen, und daß es mich wahrhaft gelüstet, an mir selber zu erfahren, ob ich noch die rechte Gräfin Judith bin!

Ich machte ihr das Compliment, das sie erwartete, so gut oder übel es ging, und fragte, ob ich den Namen des Freundes wissen dürfe, der mir in das Handwerk pfuschend, einen so wesentlichen Antheil an ihrer Wiederherstellung trage.

Gewiß, gewiß! rief sie, und nannte mir den Namen des Prinzen Xaver S., eines der reichsten polnischen Magnaten, indem sie hinzufügte, daß er einst der Abgott der Frauen, daß er ein wahres Wunder von Liebenswürdigkeit gewesen sei, und daß, wie sie aus seinen Briefen fühle, und von allen ihren Cor=

respondenten höre, die Zeit seinen Vorzügen keinen Abbruch gethan habe.

Sie war noch viel lebhafter, noch viel gesprächiger als sonst. Unerschöpflich in dem Lobe des Prinzen Xaver, hatte sie eine Wollust daran, ihn mit dem Grafen Joachim zu vergleichen, über den sich jetzt, da sie sich seiner persönlichen Herrschaft entzogen fühlte, ihr Spott in der freiesten Weise ergoß. Dazwischen erfuhr ich aber, daß er ihr die Pension, welche er bisher ihr freiwillig gezahlt, in ein gerichtlich festgesetztes Jahrgeld verwandelt, und ihr dasselbe auch über seinen Tod hinaus gesichert hatte, und daß Graf Eckbert ihr in einem Schreiben, in welchem er ihr seine Verlobung anzeigte, und welches sie kurz vor meiner Ankunft empfangen hatte, ein ähnliches Jahrgeld angeboten, falls sie nach der Entfernung des Grafen es vorzöge, sich an einem Orte selbständig einzurichten.

Von Eugenie war gar keine Rede, bis ich sie nach derselben fragte. O! rief sie, Eugenie ist nicht meine Tochter! Ich begreife das Mädchen nicht. Sie gehört zu den räthselhaften Wesen, die alt geboren sind, während andere, glücklichere Naturen, wie ich zum Beispiel, nur eines Schimmers von Glück bedürfen, um jung zu bleiben bis zum letzten Athemzuge.

So theilt Gräfin Eugenie Ihre Freude über den Wechsel ihres Aufenthaltes nicht?

Freude? wiederholte die Gräfin. Wo denken Sie hin? sie ist in Verzweiflung darüber. Sie ist wie der greise Gefangene aus der Bastille. In Sclaverei und Arbeit auferzogen, schreckt sie vor ihrer Freiheit, vor der Muße zurück, die sie erwarten. Aber in den Zerstreuungen einer geistreichen Gesellschaft wird sie ihre Müllerskinder, ihre Bauern und ihre Rechnungsbücher wohl vergessen, und einsehen lernen, daß die junge schöne Tochter der Gräfin d'Altremont nicht dazu geschaffen ist, ein Gutsverwalter oder eine Haushälterin zu sein! Sie sagte das mit der festesten Zuversicht, und ich fragte, ob ich nicht das Vergnügen haben würde, Comtesse Eugenie zu sehen.

Gewiß! versetzte die Gräfin, da sie doch in jedem Falle eine Tasse Thee mit uns trinken werden, ehe Sie ihren Rückweg antreten. Sie schellte, befahl die Tochter zu rufen, und im Nebenzimmer den Theetisch zu bereiten, und wenige Augenblicke später trat Eugenie zu uns ein.

Sie war unverkennbar traurig, und auf meine Frage, wie es ihr gehe, antwortete sie, als schließe dies Alles in sich, was sie mir sagen könne: Sie ha-

ben wohl gehört, daß der Graf uns heute verlassen hat, und daß wir nach Berlin gehen!

Die Gräfin spottete über die Niedergeschlagenheit der Tochter, über die geistige Schwerfälligkeit, zu welcher der Graf sie gebracht habe; Eugenie ließ das mit einer festen Ergebung geschehen. Aber ihre Auge richtete sich dabei auf mich, von dem sie Verständniß für ihre Stimmung erwartete, und da die Gräfin der Neckereien kein Ende finden konnte, sagte sie plötzlich sehr bewegt zu mir: man muß für Alles geboren und erzogen sein! Wie sollte ich mich nach Etwas sehnen, das mir immer als unwohlthuend geschildert ist? Wie sollte ich nicht trauern, wenn mir Alles das genommen wird, was ich liebte und worin ich heimisch war?

Die Gräfin hatte sich grade in dem Momente erhoben, um Etwas aus dem Nebenzimmer herbei zu holen. Ich konnte mich nicht enthalten, Eugenien die Hand zu geben. Sie drückte sie mir dankbar, und die Gunst des Zufalls benutzend, die uns dies flüchtige Alleinsein gönnte, sagte ich: Ich kam heraus um Sie noch einmal zu sehen, ehe Sie von hier scheiden. Ich werde sehr unglücklich sein, wenn Sie gehen, ohne mir die Hoffnung zu lassen, daß Sie wiederkehren.

Hängt das von mir ab? antwortete sie. Wir haben hier keine Heimath mehr!

So lassen Sie mich Ihnen in meiner Liebe eine Heimath gründen! bat ich sie. Sie wissen es, daß ich Sie liebe, und täuscht mein Herz mich nicht, könnten Sie diese Liebe theilen, könnten Sie sich entschließen —

Die Gräfin trat ein, ich wich zurück, aber Eugeniens Verwirrung, mein Verstummen machten sie aufmerksam. Ihre scharfen unruhigen Augen gingen von ihrer Tochter zu mir, von mir zu ihrer Tochter, sie errieth oder vermuthete doch mindestens, was vorgegangen war, und ohne im geringsten ihre Freundlichkeit für mich zu ändern, machte sie mir und Eugenien jede weitere Annäherung an einander sehr geschickt unmöglich.

Als wir den Thee eingenommen hatten, mußte ich mich entfernen, weil ich über Nacht nicht hätte bleiben können, wäre mir auch eine Einladung dazu gemacht worden. Nur im Augenblicke des Scheidens gelang es mir, Eugenien die Worte zuzuflüstern: Soll ich ohne Hoffnung von Ihnen gehen? Sie reichte mir die Hand, ich zog sie im Beisein ihrer Mutter an meine Lippen.

Wie galant unser lieber Doktor geworden ist! rief

die Gräfin, das macht Alles die Abwesenheit des Grafen. O! Du wirst schon sehen, wie sie Dir zu Statten kommen wird! Adieu! bester Doktor! Adieu! und tausend Dank für Ihren freundlichen Besuch. Sie hören noch von mir vor unserem Scheiden!

Sie gab mir dabei selbst ihre Hand zum Kusse, ihre bösen Augen funkelten mit einer unerträglichen Freundlichkeit über mir, und die Freude in meinem Herzen wagte sich nicht zu regen, so lange ich mich unter dem Blicke dieser Frau befand, so lange ich das tückische Zucken ihrer immer zum Lächeln verzogenen Mundwinkel vor Augen hatte.

Erst in der Stille und in der Dunkelheit der Nacht, als mein Wagen mich durch die Felder und Wege trug, welche ich einmal an Eugenien's Seite durchstrichen hatte, kamen die Freude über ihre Liebe, und mit ihr das Verlangen in meiner Seele auf, Eugenien jetzt gleich noch einige Worte zu sagen, ihr sobald als möglich mitzutheilen, was zwischen mir und dem Grafen vorgefallen war, damit der Brief des Letzteren sie nicht verwirre, ihr Urtheil nicht befange. Wenn ich wartete, bis ich zu Hause war, verlor ich einen ganzen Tag, und es blieb die große Frage, ob ich mein Schreiben sicher in die Hände der Geliebten

bringen könne. Da fiel mir plötzlich ein Auskunftsmittel ein.

Ich befand mich nahe an der Mühle. Sobald wir sie erreicht hatten, ließ ich halten und ging hinein. Der Müller schlief bereits, die Frau nähte noch beim Schein der Lampe. Meine Ankunft erschreckte sie, und erweckte den Müller. Sie vermutheten, daß irgend ein Unglück im Schlosse geschehen sei. Ich entschuldigte mein Eindringen, und sagte, daß ich gekommen sei, einen Dienst von ihnen zu begehren, und auf meine Frage, ob sie einen Brief von mir morgen in aller Frühe in die Hände der Gräfin Eugenie bringen könnten, erklärte die Frau sich mit Zustimmung ihres Mannes augenblicklich dazu bereit. Sie boten mir ihre Schreibgeräthschaft an, und auf dem gröbsten Papiere, mit stumpfer Feder und zäher Tinte, schrieb ich zum Erstenmale der Geliebten, was ich für sie fühlte, was ich von ihr erhoffte, und was uns drohte, während draußen vor der Thüre das Peitschengeknall des ungeduldigen Postillons mich zur Eile antrieb.

Als der Brief beendet und gesiegelt war, brach ich auf, und es war mir, als habe ich nun weiter nichts zu fürchten, als sei meine Liebe jetzt an ihrem Ziele angelangt.

Eilftes Kapitel.

Bei der Rückkehr in meine Wohnung fand ich ein ganzes Packet von Briefen aus Berlin vor, und auf einem derselben begrüßte ich meines Onkels feste und kräftige Handschrift. Sie war mir lange nicht zu Gesicht gekommen, und ich griff also zuerst nach ihr, überzeugt, daß es sich um irgend eine bestimmte und wichtige Angelegenheit handeln müsse, weil er sich nie zu bloßer freundschaftlicher Mittheilung herbeiließ.

Du hast lange Nichts von Dir hören lassen, schrieb er, und das ist ein gutes Zeichen, denn es ist ein Beweis, daß Du anderweit beschäftigt bist. Hier im Hause aber erregt es große Verwunderung, daß Du auf die Anzeige von Lina's Verlobung, die in der vorigen Woche an Dich abgesendet ist, noch nicht ge=

antwortet hast, und die Frauen in der Familie schieben Dein Schweigen auf irgend eine der Empfindungen, welche sie bei Dir voraussetzen, weil ihr Mangel an Beschäftigung es ihnen möglich macht, sich an Alles dasjenige zu erinnern, was Du vor drei Jahren, als Du selbst noch Nichts zu thun hattest, nach ihrer Meinung empfunden haben sollst. Ich hingegen nehme an, daß Du den obengedachten Brief nicht erhalten hast, schreibe Dir also, daß Lina mit Eckbert verlobt ist, daß die Sache mir recht ist, weil ich Eckbert für einen braven, tüchtigen, wenn auch Etwas weichherzigen Menschen halte, und daß ich glaube, Dir werde diese Verlobung so weit sie Dich betreffen könnte, sehr gleichgültig sein. Lina ist ein gutes, liebes Geschöpf, sie wird für Eckbert, der für sie leben kann, eine vortreffliche Gattin werden; zur Frau eines Arztes hätte sie nicht gepaßt. Sie ist nicht selbstständig, nicht fest, und im Grunde auch nicht gesund genug dazu. Wer den ganzen Tag über mit fremden Leiden und Schwächen zu thun hat, muß damit in seinem eigenen Hause möglichst wenig zu schaffen haben.

Da nun aber im Frühjahr Lina von uns fortgeht, da mein ältester Schwiegersohn von hier nach Sachsen versetzt wird, und wir also allein bleiben, so

möchte ich Dich fragen, ob Du Etwas dawider haben würdest, Deine Verhältnisse in der Provinz allmälig aufzulösen und nach Berlin zurückzukehren?

Deine Sporen hast Du Dir in unserer Wissenschaft verdient. Der Adel in Deiner Gegend hat Dir einen guten Namen gemacht, und ich glaube, Du könntest ohne Dir und Deiner künftigen selbstständigen Größe irgend Etwas zu vergeben, unbedenklich nach Berlin kommen, um mir als mein Assistent einen Theil der Last abzunehmen, die mir allmälig, wenn auch noch nicht zu schwer, so doch fühlbar wird.

Ueberlege Dir die Sache. Daß sie finanziell Dein Schaden nicht sein darf, versteht sich von selbst. Ich verlange nicht heute, nicht morgen Antwort, Dein Kommen eilt auch nicht. Es ist ein Vorschlag, den ich Dich als nicht gethan zu betrachten ermächtige, wenn Du andere Lebenspläne für Dich entworfen hast. Bist Du meinen Absichten aber geneigt, so wird sich alles Andere leicht, und wie ich hoffe zu unserer beiderseitigen Zufriedenheit einrichten lassen.

So weit mein Onkel. Mir machte der Brief grade in diesem Augenblicke den Eindruck, als wäre er ein Wink des Schicksals, und ich war nahe daran, ihn mit einer sofortigen Zusage zu beantworten, als es

mir noch zur rechten Zeit in den Sinn kam, wie sehr ich mir mit einer so schnellen Entscheidung in den Augen meines Onkels schaden, und in welch' zweideutigem Lichte ich ihm meine gegenwärtigen, in der That sehr günstigen Verhältnisse dadurch erscheinen lassen würde.

Ich gratulirte also am nächsten Tage Lina zu ihrer Verlobung, schrieb meinem Onkel, daß ich mir vorbehalte, seinen Brief später und ausführlich zu beantworten, wenn ich die Sache reiflich in Ueberlegung gezogen haben würde, und hatte den Tag hindurch vollauf zu thun, um die Zeit einzubringen, welche ich durch meine Fahrt nach Hohensteinau verloren hatte.

Am nächsten Morgen mußte ich einen Besuch über Land machen. Es war gegen Abend, als ich von demselben wiederkehrte. Ich hatte darauf gerechnet, eine Antwort von Eugenie vorzufinden, sie war nicht angekommen. Ich wollte Elfriede besuchen, welche ich seit dem Gespräche mit dem Grafen nicht gesehen hatte, sie war nicht zu Hause. Es kam mir vor, als schlage mir eben Alles fehl, und äußerst mißgestimmt und unruhig brachte ich den Abend hin.

Der Brief meines Onkels lag dabei beständig gleich einer Verlockung vor mir, und wie man im

Mißmuth eine Freude daran hat, Alles was man besitzt und was uns umgiebt, gering zu schätzen oder anzuklagen, so kam es mir vor, als hätten die Jahre, welche ich in der Provinz zugebracht, nichts als eine lange Reihe von Entbehrungen und Verdrießlichkeiten für mich in sich geschlossen. Hätte ich an dem Abende mir eine Zerstreuung zu verschaffen gewußt, ich hätte viel darum gegeben. Und grade die Unmöglichkeit, einen Mann meines Faches, oder eine heitere Gesellschaft, oder ein Konzert, ein Theater besuchen zu können, machte mich so sehnsüchtig nach der großen Stadt, daß ich mir vornahm, wenn ich am folgenden Tage keine Antwort von der Geliebten erhielte, so sollte mir dies ein Zeichen sein, meinem Onkel zu schreiben, daß ich seiner Aufforderung nachkommen und in kürzester Zeit die Provinz verlassen würde.

Ohne das ich es mir eingestand, hatte ein gewisser Zorn gegen die Geliebte, welche mich ihre Antwort so lange erwarten ließ, und daneben wieder das Verlangen, durch meine schnelle Uebersiedlung nach Berlin mich so bald als möglich ihr wieder nähern zu können, an meinem Mißmuth und an meinem Entschlusse, mich dem Orakel des Zufalls zu vertrauen, einen gewissen Antheil, und ich konnte mich in meiner Unruhe kaum

überwinden, dem wackern Müller von Hohensteinau die nöthige Rede und Antwort zu geben, als er mir in der Frühe des nächsten Tages, der ein Markttag war, die heiß ersehnten Zeilen der Geliebten brachte.

Ich handle gegen ein Versprechen, daß ich leisten mußte, schrieb sie mir, indem ich mich Ihnen, wenn auch nur mit der Feder nahe. Ihr Brief, und der meines theuren Vormundes, dessen Inhalt Sie sich denken können, langten zu gleicher Zeit bei mir an. Muß ich Ihnen sagen, in welchen Zwiespalt sie mich versetzen? Es wäre vielleicht nöthiger Ihnen zu erklären, wie ich so schnell Vertrauen zu Ihnen faßte, wie Sie mir so schnell werth geworden sind, daß es mir hart ankommt, mich dem Verlangen meines Vormunds zu fügen, der mir ein Wohlthäter, ein Vater, und der Gegenstand meiner tiefsten Neigung und Verehrung ist.

Er weiß es, daß es mir schwer wird, meinen Aufenthalt zu wechseln, er hat die Empfindung errathen, welche es mir noch schwerer macht; aber er fordert von mir, daß ich mich dem Willen meiner Mutter füge, daß ich eine Welt und Zustände kennen lerne, die mich nicht verlocken, weil sie ihm so wenig Befriedigung geboten haben, und in denen Genuß zu finden, seine Lehren mir, wie ich glaube, unmöglich ge-

macht haben. Indeß ich soll sie erproben, soll mich selber prüfen, und ich gehorche. Es könnte ja sein, daß ich mich täuschte, über mich, über alle meine Bedürfnisse und Neigungen, über meine Gefühle und über meine Wünsche! So will ich denn gehen und die Pflicht der Selbstprüfung erfüllen. Was könnte ich Ihnen auch sein, wenn ich die nicht wäre, für welche ich selbst mich halte, und für welche Sie mich genommen haben?

Morgen reisen wir ab. Versuchen Sie nicht mir zu schreiben, mein Versprechen wird mich hindern, Ihre Briefe zu empfangen. Folgen Sie mir auch nicht. Ist es Ihnen aber möglich, mir, die Sie so wenig kennen, zu vertrauen, so glauben Sie mir, daß Sie von mir hören werden, sobald es mir vergönnt ist, Ihnen Kunde von mir zu geben, und daß ich selber mich nicht für wankelmüthig halte. Leben Sie recht wohl! recht wohl! Eugenie.

Der Brief, obschon er meine Hoffnungen auf ungewisse Zeit hinausschob, versetzte mich in das größte Entzücken. Ich wurde nicht müde ihn zu lesen, ich küßte ihn in der Freude meines Herzens, ja ich liebte Eugenie erst in diesem Augenblicke mit dem Vertrauen, mit dem sie geliebt zu werden fordern durfte, und es

kamen eine Ruhe, eine Sicherheit über mich, die mich in Bezug auf Eugenien's Liebe und auf ihr Verläßlichkeit seit jener Stunde nicht mehr verlassen haben. Ich kannte die Dauer der Prüfungszeit nicht, welche der Graf ihr bestimmt hatte, aber ich zürnte ihm nicht, daß er mich von der Geliebten fern hielt, denn dies Gefühl der Zuversicht war gar zu köstlich. Ich fühlte mich nicht mehr allein, ich hatte nicht mehr das Bedürfniß mich Elfriede zu vertrauen. Ich fand mich mit Eugenie wie vermählt, alle meine Entwürfe für die Zukunft richteten sich nach ihr, knüpften sich an sie, und in diesen Tagen war es, daß ich meinem Onkel erklärte, ich könne nicht daran denken, die Praxis in meinem bisherigen Wirkungskreise so plötzlich aufzugeben, die Familien, die mir ihr Vertrauen zugewendet hätten, zu verlassen, ehe nicht ein Stellvertreter für mich gefunden sei, dem ich selbst sie mit gutem Gewissen übergeben dürfe. Ich wollte aber die dahin zielenden Schritte thun, und hoffte zum Frühjahr oder spätestens im Sommer, mich als sein Assistent in Berlin niederlassen zu können.

Mit mir selbst, mit meinem Glücke und mit meinen Entschlüssen beschäftigt, hatte ich wider meine Gewohnheit einige Tage vergehen lassen, ohne Elfriede zu

besuchen, und erst als ich vor ihrer Thüre stand, fiel es mir auf, daß ich in diesem Zwischenraume gar Nichts von ihr gehört, daß sie nicht zu mir geschickt hatte, die Ursache meines Ausbleibens zu erfahren, und daß wir uns seit der Abreise des Grafen Joachim nicht mehr gesehen hatten.

Mein Gewissen warf mir dies als ein Unrecht von meiner Seite vor, und da man sich aus einer Verlegenheit oder aus einer solchen Verschuldung gegen seine Freunde am bequemsten forthilft, indem man sich selber über Gebühr anklagt, und so dem Anderen die Pflicht der begütigenden Entschuldigung auflegt, welche man von Rechtswegen selber übernehmen müßte, so trat ich bei der Freundin mit den Worten ein, daß sie mich so strafen und schelten möge, als sie es für nöthig erachte, und daß es immer nicht zu viel sein werde, denn sie wisse es nicht, was ich gegen sie verbrochen habe.

Ich rechnete darauf, daß sie wie sonst einem solchen Scherze zugänglich sein werde, aber wider mein Vermuthen nahm sie die Sache ernsthaft.

Es ist wahr, sagte sie, Sie haben sehr Unrecht gegen mich gehabt, aber es überrascht mich nicht. Das Glück hat Sie von jeher so begünstigt, daß Sie ein Wun-

der und kein Mann sein müßten, sollten Sie nicht egoistisch sein.

Diese Aeußerung machte mich stutzig. Einmal war sie ein Gemeinplatz, und Elfriede pflegte sich deren nicht schuldig zu machen, und zweitens verrieth sie jene Gereiztheit gegen unser Geschlecht, welche die alternden Mädchen charakterisirt, und von der die gute Elfriede sich bisher völlig frei erhalten hatte. Ich fühlte mich aber dadurch aus meiner Vergebung suchenden Stimmung plötzlich herausgerissen, und um ihr ein Paroli zu biegen und ihr für den unangenehmen Eindruck, welchen sie mir gemacht, mit einem eben so unangenehmen zu vergelten, sprach ich: Nun, wenn Sie denn uns Männer alle für Egoisten halten, und mich nicht als eine Ausnahme gelten lassen wollen, so wird es Sie mindestens nicht sehr überraschen, daß ich in diesen Tagen der Zurückgezogenheit den Entschluß gefaßt habe, auf das Verlangen meines Onkels nach Berlin zurückzukehren.

Sie war einen Augenblick still, ich sah, wie unerwartet ihr die Nachricht gekommen war, aber sie überwand sich, um mir ihre Betrübniß nicht zu zeigen, und in demselben Tone, den sie schon vorher angeschlagen hatte, rief sie: Wie kann mich das überraschen!

Da Gräfin Eugenie künftig in Berlin leben wird, war ich davon im Voraus überzeugt!

Ich werde erst Ostern gehen! sagte ich.

Nicht eher? fragte sie, bis dahin kann ja die Gräfin d'Altremont ihre Tochter schon lange an irgend einen vornehmen Mann verheirathet haben. Da Sie der Neigung des jungen Mädchens nicht gewiß sind, wundert es mich, daß Sie dasselbe so lange sich selber überlassen.

Die Art, in welcher Elfriede von meiner Geliebten sprach, brachte mich vollends in Zorn, und ich war nahe daran, ihr hart darauf zu entgegnen, als ich mich selber plötzlich fragte: Aber was ist uns denn geschehen? Wie sind wir denn zu diesem Tone gekommen? Was ist denn vorgegangen, seit wir uns nicht mehr gesehen haben?

Ich hatte die Worte unwillkürlich laut gesprochen, und mit einem Male schauten wir einander an, als wäre ein Vorhang aufgezogen, der uns bis dahin getrennt hatte. Indeß wir wußten das rechte Wort nicht gleich wiederzufinden, und ohne daß ich sprechen konnte, reichte ich Elfrieden die Hand.

Ich hatte nicht gedacht, daß meine Entfernung Ihnen so gleichgültig sein würde! sagte ich. Sie schwieg noch immer. So glücklich ich auch bin, so viel Gutes

sich mir bietet, fuhr ich fort, Sie werden mir doch fehlen, Elfriede! denn ich habe Sie lieb gewonnen wie eine Schwester!

Ich fühlte dabei wirklich erst recht, wie gut ich ihr geworden war, ich wollte sie beruhigen, aber sie saß ganz still, bis sie mit einem Male zu weinen anfing, und in das Nebenzimmer gehen wollte. Ich hielt sie davon zurück. Ich bat sie, mir zu sagen, was sie so aufgeregt, was sie so gereizt habe? Und das Haupt schüttelnd, als wolle sie mit der Bewegung den Schmerz und die Schwäche von sich abthun, sagte sie, indem sie ihre Augen trocknete: Ach! man sieht fremdes Leiden nicht ungestraft an! Und die Nähe eines Menschen, der vom Leben Nichts mehr erwartet, thut vollends nicht gut!

Ich verlangte zu wissen, was sie zu diesem Ausspruch bewege. Sie zögerte, ließ sich aber dann zu der Erklärung herbei, daß die Anwesenheit des Grafen ihr nicht wohl gethan habe. Er sei den Abend und die Nacht im Hause ihres Vaters geblieben, weil er noch Briefe zu schreiben und mancherlei zu veranlassen gehabt, sie hätten danach ein paar Stunden über eine Menge Dinge und Verhältnisse mit einander gesprochen, und er habe ihr mit der größten Ruhe

ihr Zutrauen zu den Menschen, ihren Wunsch für Andere zu leben, als Irrthümer und als Thorheiten dargestellt.

Sie wissen, sagte sie, daß ich von Jugend an eine Theilnahme für ihn gehegt habe, und Sie können sich nicht denken, wie traurig die Einblicke in sein Leben waren, die er in dem Bestreben, mir den gefährlichen Weg zu zeigen, auf welchem ich mich befände, mich hie und da hat machen lassen. Weder sein Bruder, noch seine Schwägerin, weder sein Neffe, noch die Gräfin, und auch Sie, und vollends Eugenie nicht, haben ihm die Opfer, die Liebe, das Zutrauen vergolten, die er ihnen zugewendet hat. Und obschon er es nicht aussprach, daß er seine Verlassenheit empfinde, daß die Undankbarkeit der Seinen ihn schmerze, so konnte ich mir das Alles aus dem Lebensüberdrusse entnehmen, mit dem er jetzt planlos eine Reise antritt, planlos unter fremde Menschen geht, nur weil er es müde geworden ist, sich immer neue Lebenszwecke zu setzen, und immer neue Liebe zu erobern.

Aber liebe Elfriede! haben Sie es denn ganz und gar vergessen, rief ich, daß es des Grafen Vorurtheile, daß seine eigensinnige Schroffheit, seine gewaltthätigen Grillen es sind, die ihn zu seiner Vereinsamung ver-

dammen? Haben Sie denn ganz vergessen, daß er alle Liebe, alles Vertrauen seines Neffen von sich gestoßen hat, nur weil dieser sein Schicksal nicht den Vorurtheilen des Grafen zum Opfer bringen wollte?

Nein! versetzte sie, vergessen habe ich das nicht. Aber mich dünkt, wir haben kein Recht, einem älteren Manne aus dem Festhalten an seinen Ueberzeugungen einen Vorwurf zu machen, weil wir Jüngeren das Glück haben, einer Zeit anzugehören, welche dieselben überwunden hat. Als ich den Grafen sprechen hörte, fand ich ihn in seinem Rechte. Ich konnte ihn nicht mehr tadeln wie bisher, es war mir auch gar nicht möglich, ihm zu widersprechen; denn was hätte ich gegen die Meinung vermocht, die sich bei ihm auf ein ganzes, festes System gründet? Es blieb mir gar nichts übrig, als ihn zu beklagen! Und als ich vollends hörte, wie weise, wie vorsorglich und selbstlos er jetzt auch wieder gegen die Gräfin d'Altremont und gegen Eugenie gehandelt hat, konnte ich nicht anders, als ihn von Herzensgrund verehren. Eugenie würde in meinen Augen sehr strafbar sein, wenn irgend Etwas sie verleiten könnte, gegen die Absichten und den Willen ihres Vormundes zu handeln.

Der Einfluß, welchen der Graf über Elfriede ge=

wonnen, befremdete mich nicht. Er war einnehmend, sobald er seine Herrschsucht überwand, und es war nicht zu leugnen, er war im Allgemeinen zugänglicher geworden, seit die Verhältnisse ihn gezwungen hatten, hie und da wieder mit Personen zu verkehren, welche nicht seine Untergebenen waren, hie und da einen Anspruch zu machen, wo er die Befriedigung desselben weder zu befehlen noch zu fordern hatte. Herrschsüchtig aber, wie er es selbst in der Liebe war, konnte es nicht fehlen, daß er von den Seinen eine Hingebung verlangte, wie sie ihm nicht leicht geleistet werden konnte, und daß er ebendeshalb die Zeichen der Verehrung und der Neigung, denen er bei einer Fremden begegnete, um so höher anschlug. Es schien mir, als wisse Elfriede, was sich zwischen mir und dem Grafen ereignet hatte, und ihre Aeußerung über Eugenie machte mich unsicher darüber, in wie weit ich jetzt noch auf Elfriedens Verschwiegenheit rechnen könne. Einen Augenblick machte mich dies ungerecht gegen sie. Gleich darauf aber sah ich ein, daß ich gar keinen Anspruch darauf besäße, ihre Freundschaft ausschließlich zu genießen, und daß ich ihr viel, sehr viel zu verdanken hätte, wenn auch von jetzt ab diese Freundschaft nicht mehr mir allein gehören sollte.

Ich hätte gern erfahren, ob der Graf Eugeniens Antwort noch abgewartet, ob Elfriede wußte, wohin er gehen würde, ob sie auf Nachricht von ihm rechnete, oder ihm irgend wie Nachricht zu geben versprochen hatte. Sie hielt aber mit ihrer Auskunft vorsichtig zurück, und ich zog daraus die Lehre ebenfalls zu schweigen. Wir sprachen bald von gleichgültigen Dingen, aber auch von diesen sprachen wir nicht mit der freien Heiterkeit wie sonst.

Als ich fortgehen wollte, wurde sie freundlicher und herzlicher. Wir blieben vor der Thüre noch eine Weile plaudernd stehen. Die Unterhaltung kam bald auf den Grafen zurück, und da ich ihm nachrühmte, was an ihm zu rühmen war, so steigerte sich Elfriede in seinem Lobe. Wir erzählten einander einzelne originelle Züge von ihm, und lachten über dieselben wohlwollend. Endlich gab ich, wie ich das immer that, Elfrieden zum Lebewohl die Hand. Sie schüttelte sie mir mit großer Herzlichkeit, sah mich nachdenklich an und sagte: Wie viel gute Stunden habe ich Ihnen in meiner Einsamkeit verdankt!

Ich erwiderte darauf, wie sichs gebührte; wir gingen von einander, und ich wußte mit einemmale, daß unser bisheriges Verhältniß jetzt zu Ende war.

Damals rührte mich das doch. Ich hatte noch nicht gelernt, daß nicht jede Annäherung zwischen befreundeten Menschen auf lange Dauer angelegt sein kann, daß man in derartigen Verhältnissen von beiden Seiten mehr die Befriedigung eines augenblicklichen Bedürfnisses, als eine für alle Zeit dauernde Verbindung zu suchen hat. Es kränkte mich, daß die Freundin meiner plötzlich nicht mehr zu bedürfen schien, bis ich gewahr ward, daß sie mir selber aufgehört hatte, nothwendig zu sein. In mir fand ich dies ganz natürlich, in ihr däuchte es mir auffallend, und mich über meine Mißempfindung zu trösten, dachte ich mir, wie sehr sie mich vermissen würde, wäre ich erst in Berlin.

Ich ging darauf in den nächsten Wochen seltener zu ihr, bis sie mich endlich am dritten Orte freundlich darüber zur Rede stellte. Sie fragte mich, was sie mir gethan habe, und weshalb ich nicht zu ihr käme? Sie wisse es, wenn ich es ihr auch verschweige, daß ich begierig sei Auskunft über die bisherigen Bewohner von Hohensteinau zu erhalten, und sie befände sich in der Lage, mir solche geben zu können, wenn sie mir fehlen sollte.

Sie war dabei ohne alles Arg, ich war aber nicht so ohne Nachricht, als sie zu glauben schien. Meine

bevorstehende Uebersiedelung nach Berlin hatte meinen Briefwechsel mit meinem Onkel und mit meiner Tante wieder belebt. Ich hatte durch die Letztere erfahren, daß die Gräfin d'Altremont sich bei einem vorübergehenden Unwohlsein, gleich nach ihrer Ankunft in Berlin, an meinen Onkel gewendet, und daß sie später mit ihrer Tochter einen Besuch bei meiner Tante gemacht habe, um Lina als Eckbert's Braut zu begrüßen. Lina und die junge Gräfin sähen sich seitdem häufiger, und sie hätten sich in der Familie gefreut, so viel Gutes über mich von der alten Gräfin zu vernehmen.

Auch von Lina erhielt ich einmal einen Brief, und ebenso von Eckbert. Sie beschäftigten sich Beide hauptsächlich mit dem Grafen. Sie beklagten es, daß er seinen Entschluß ausgeführt und mitten im Winter die Reise nach England angetreten hatte, und waren offenbar gedrückt von dem Zerwürfniß, das zwischen ihnen und dem Grafen obwaltete. Eugeniens geschah erst gegen das Ende des Briefes Erwähnung, dafür aber mit um so größerer Wärme. Lina war entzückt von der Schönheit und von dem Seelenadel ihrer neuen Freundin. Sie schilderte mir, wie die ausgezeichnetsten Männer ihr huldigend nahten, wie die Gräfin d'Altremont, welche anfangs eine Heirath zwischen

ihrer Tochter und dem Sohne des Fürsten Xaver beabsichtigt, diesen jetzt im Schach zu erhalten suche, seit ein Prinz des königlichen Hauses unter Eugeniens Verehrern aufgetreten sei, und daß es sie gar nicht wundern solle, wenn Eugenie die Gemahlin eines Prinzen würde, da sie selbst, eine Bürgerliche, bald einen der stolzesten Grafennamen des Landes tragen werde.

Das waren böse Wochen und Monate für mich. Der Entschluß, meinen bisherigen Wirkungskreis zu verlassen, hatte mich für mein Gefühl aus allen meinen bisherigen Verhältnissen entwurzelt. Ich that noch an jedem Tage nach wie vor meine Schuldigkeit, ich darf mir heute noch sagen, daß sicherlich Niemand durch meine Vernachlässigung gelitten hat, aber ich zählte die Wochen und Tage, welche ich noch in der Provinz zu bleiben hatte, und meine Gedanken waren alle auf die Zukunft, auf Berlin gerichtet, ganz abgesehen davon, daß die Geliebte dort war und meine Sehnsucht sie dort suchte.

Wenn ich Briefe aus Berlin erhielt, die von ihr sprachen, wenn Lina von ihren Bewerbern plauderte, so ließ mich das, so lange ich das Papier in Händen hielt, verhältnißmäßig ruhig. Aber später, wenn meine Einbildungskraft sich der berichteten Thatsachen bemäch-

tigt hatte, fingen meine Qualen an, und in den schlaflosen Nächten, wie in meinen Träumen, steigerten sie sich auf das Aeußerste. Wenn ich am Morgen das festeste Vertrauen in die Treue und auf das Wort der Geliebten gesetzt hatte, so dachte ich am Abend, an welchem Orte sie jetzt sein, wer sich ihr nahen, was sie thun möge; und kam die Nacht mit ihren Phantasiengebilden, so war es vor allen andern die Gestalt des Prinzen, dessen Liebesabenteuer und Leidenschaftlichkeit beständig von ihm sprechen machten, welche mir keine Ruhe ließ. Alles was man von der Eitelkeit der Frauen und von ihrer Unbeständigkeit, Alles was man von der unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit des schönen, geistvollen aber sittenlosen Prinzen je gesprochen, grub sich mir in das Herz, und wenn ich am Tage stolz darauf gewesen war, keinen Zweifel an Eugenie zu hegen, so machte ich mir in der Nacht die bittersten Vorwürfe, daß ich sie, ein unerfahrenes Kind, sich selber und den Versuchungen des Lebens überließ. Ich verwünschte den Grafen, der ihr das Versprechen abgenommen, mich zu meiden. Ich begriff es nicht, wie er sie der Mutter in solchem Augenblicke und unter solchen Verhältnissen allein habe überlassen mögen. Ich stellte mir die

Gräfin in aller ihrer Arglist und Verderbtheit vor. Sie war stolz darauf, für die Maitresse des verstorbenen Prinzen gegolten zu haben; welchen Rath, welchen Beistand konnte die Tochter von einer solchen Mutter erwarten, wenn die zügellosen Wünsche des unternehmenden Prinzen sich auf Eugenie richteten? Welche Macht konnte das reine unerfahrene Mädchen den vereinten Künsten einer solchen Mutter und eines solchen Bewerbers entgegensetzen? Denn daß der Prinz an der Gräfin d'Altremont eine Beschützerin finden müsse, darauf kannte ich die Frau, und Lessing's Ausspruch: „So Etwas von der Schwiegermutter eines Fürsten", wich nicht aus meinem Kopfe.

Dazu war der Herbst einer der trübsten und nebelvollsten, die Witterung eine der ungesundesten, die ich erlebt hatte. Schwere Krankheiten, welche den Arzt in Spannung erhalten, gab es nicht im Orte, aber die Feinde desselben, Katarrh und Nervenabspannung, die ihn in Bewegung setzen, ihm keine Zeit lassen, ohne ihm ein Interesse zu gewähren, gönnten mir keine Rast, und machten mich selber müde. Ein paar junge Männer, mit denen ich Verkehr gehabt, hatten den Ort verlassen, und es ist das eine der Schattenseiten kleiner Städte, daß sie mit dem Scheiden weniger Menschen für den Einzelnen verarmen

können, dem sich ein Ersatz nicht so leicht als an einem großen Orte bietet.

Elfriede freilich war mir geblieben, wir waren auch noch gute Freunde, und ich besuchte sie wieder wie zuvor, indeß wir hatten einander nichts Rechtes mehr zu sagen, weil wir uns nicht Alles sagten, was wir dachten, und Beide schienen wir das Interesse an Literatur und an den Dingen, die uns sonst beschäftigt hatten, verloren zu haben. Wir fragten einander um Neuigkeiten, wir machten die Bemerkung, daß wenig in der Stadt vorgehe. Wenn ich eine Stunde bei ihr gewesen war, glaubte ich immer, daß schon mehr Zeit vergangen sei, und wie wir uns gern wiedersahen, so trennten wir uns auch gern. Unsere Freundschaft war in das Stagniren gekommen, sie war nicht erloschen, sie erfrischte uns nur in dem Augenblicke nicht, und ein Ereigniß, welches sie hätte beleben können, traf eben nicht ein.

Mit jedem Tage wurde mir dies drückender. Abwarten und vertrauen ist, wie ein Zustand des Duldens, für den an thätige Selbstbestimmung gewöhnten Mann die schwerste Aufgabe, und die Verlockung dem Verlangen Eugenien's nicht zu gehorchen, wurde mir immer größer, als ein tüchtiger Stellvertreter sich für

mich gefunden hatte, der bald nach Neujahr mich besuchte, um den Ort und die Menschen in demselben unter meiner Anleitung kennen zu lernen.

Grade in diesen Zeitpunkt fiel der Geburtstag meiner Cousine. Er war seit ihrem vierzehnten Jahre immer mit einer Tanzgesellschaft gefeiert worden, und man beabsichtigte ihn diesmal, da es der letzte Geburtstag war, den sie im Vaterhause verlebte, mit einem großen Balle zu begehen. Meine Tante hatte mich besonders dazu eingeladen, weil ich mir aber vorgenommen, auszuharren, und weil ich auch Grund gehabt hatte, meinen Nachfolger nicht so früh zu erwarten, hatte ich ihr ablehnend geantwortet.

Nun rückte der Geburtstag näher und näher, mein Nachfolger war da, das Wetter hatte sich zum Frost gewendet, und ich sah eines Tages, als ich einen Besuch auf dem Lande machen mußte, daß wir die köstlichste Schlittenbahn bekommen hatten. Unwillkürlich berechnete ich, wie viel Zeit ich brauchen würde, um bei solchem Wege mit Postpferden nach Berlin zu kommen. Ich fand, daß die Reise sich in vierundzwanzig Stunden bequem ausführen lasse, ich stellte mir vor, wie es gar hübsch wäre, wenn ich des Abends unerwartet in den Kreis der Gäste träte. Aber ich

verfolgte die Gedankenreihe nicht weiter, weil ich mir einmal vorgenommen hatte, nicht hinzugehen. Ich wußte noch nicht wie verführerisch die Freiheit ist.

Je näher der Tag kam, je öfter fiel es mir ein, daß mein Onkel ein großer Freund von Ueberraschungen sei. Als ich nun so an Berlin gedachte, konnte ich es mir nicht abstreiten, daß es sein Gutes haben würde, wenn ich meinen Onkel, ehe ich ganz-übersiedelte, einmal wieder von Auge zu Auge gesehen hätte, wenn ich die Zimmer in Augenschein nähme, die man für mich einrichten wollte, und daß es eigentlich sehr gut wäre, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, nicht hinzugehen, wenn ich nicht eine Verpflichtung gegen Eugenie eingegangen wäre.

Am Nachmittag des dreiundzwanzigsten Januar kam ich um zwei Uhr von meinem Mittagbrod nach Hause, und legte mich nieder um ein wenig zu schlafen. Aber der Schlaf wollte nicht über mich kommen, obschon ich müde war, und meine Uhr hatte, wie mir däuchte, grade an dem Tage ein so lautes Picken, daß es mich recht eigentlich an das Hingehen der Secunden, der Minuten, an das Hingehen der Stunden mahnte. Als es drei Uhr schlug, sagte ich mit einemmale: noch wäre es Zeit!

Ich richtete mich in die Höhe und sah mich um. Meine eigene Stimme überraschte mich. Es war, als hätte irgend ein Anderer die Worte gesagt, und sie machten mir einen sonderbaren Eindruck. Ich stand auf. Es war draußen der hellste Sonnenschein. Wie mußte der jetzt die Linden entlang funkeln! Wie mochte man jetzt schon mit den Vorkehrungen zu dem morgenden Balle im Hause meines Onkels beschäftigt sein! Und daß Eugenie dort sein würde, daran war kein Zweifel.

Eine Sehnsucht, eine Ungeduld, wie ich sie noch stärker nicht empfunden hatte, zogen mich fort. Es hielt mich Nichts! Nichts! Ich hatte Eugenie ja im Grunde gar kein Versprechen geleistet; ich hatte dem Grafen ausdrücklich gesagt, daß ich ein solches Versprechen nicht geben wolle. Frei war ich, in jedem Betrachte frei, und mit einem Male so glücklich, daß es mir das Herz erweiterte. Eine schnelle Postreise in diesem prächtigen Winterwetter war an und für sich ein Genuß. Ich eilte nach der Thüre und klingelte heftig.

Als mein Diener eintrat, stand ich bereits an meinem Schreibtische und legte einige Papiere zusammen.

Packe für acht Tage Kleider und Wäsche ein, sagte ich, als er nach meinen Befehlen fragte, aber gehe vorher nach der Post und bestelle mir Pferde auf acht Uhr. Der Kutscher soll den Wagen bereit halten. Ich muß nach Berlin fahren.

Mein Diener, welcher meine Uebersiedlung nach Berlin nicht weniger lebhaft als ich ersehnte, und sich nur mit Widerstreben darin gefunden hatte, sie immer noch hinausgeschoben zu sehen, blieb voll Erstaunen an seinem Platze.

Hörst Du nicht? Du sollst Pferde bestellen! rief ich. Um acht Uhr muß Alles bereit sein.

Der Herr Doktor werden doch nicht allein reisen? wendete er im Tone des Vorwurfs ein.

Du bleibst hier! versetzte ich kurz, weil jedes Wort mir wie ein Aufenthalt erschien, und sein schweigender Aerger, weit davon entfernt mir leid zu thun, steigerte mein Vergnügen, weil er mir das Glück, das mir bevorstand, und die Freiheit, welche ich hatte, noch verdeutlichte.

Ich hatte eine kurze Unterredung mit dem neuen Arzte, schrieb dann Elfrieden, daß ich einen Ausflug machen müsse, hatte schon um sechs Uhr Alles abgethan, und fuhr Punkt acht Uhr bei dem Funkeln der

Sterne mit einer Freude zum Thore hinaus, die mich jetzt in der Erinnerung noch erheitert.

Am andern Abend gegen sieben Uhr langte ich in der Residenz an, aufgeregt von der Reise in der strengen Kälte, aufgeregter noch von meiner Freude in Berlin zu sein, und in der höchsten Spannung auf das, was die nächsten Stunden mir bringen, mir gewähren konnten.

Ich war im Gasthof abgestiegen, hatte eine Mahlzeit eingenommen, den Friseur kommen lassen, mich völlig für die Gesellschaft angekleidet, und sah nun, daß es erst halb neun Uhr war. Meine Sehnsucht, augenblicklich in das Haus meines Onkels zu gehen, kämpfte mit der Ueberlegung, daß ich erst mitten in der Höhe des Festes hatte eintreffen wollen, und meine große Ermüdung kam diesem letzten Plan zu Hülfe. Ich meinte immer noch eine Viertelstunde sitzen, die Zeitung vom Morgen lesen, und das behagliche Gefühl genießen zu können, daß ich den Meinen so nahe sei, daß es nur von mir abhänge, sie in wenig Minuten zu erreichen. Ich sah sie vor mir, meine Tante mit ihrer lebhaften Freude, meinen Onkel mit seinem ruhigen und heitern Blick. Er musterte mich, er fand, daß ich gut aussah, er stellte mich verschiedenen Per-

sonen vor, aber ich beachtete das Alles nicht. Ich fragte, ob der Prinz, dessen Leibarzt mein Onkel war, nicht zu dem Balle geladen sei, und im Grunde war mir auch das sehr gleichgültig, denn ich suchte nur Eugenie. Ich machte mich von meinem Onkel frei, sobald ich konnte, und als ich mich umwendete, standen Lina und Eugenie in der Nische, die sonst ein großes Sopha eingenommen, auf einem Gestelle, das wie ein Altar oder wie ein Thron aussah, und das von einem hohen Gitter eingeschlossen war. Die sonderbare Position fiel mir gar nicht auf. Sie schien mir zu den Einrichtungen für das Fest zu gehören, und ganz in der Ordnung zu sein. Nur daß das Gitter mich von Eugenien trennte, war mir unangenehm, und ich eilte an dasselbe heran, wollte es öffnen — da kam das ganze Gitter ins Schwanken, und fiel mit einem Schlage auf mich nieder. Ich hörte den klingenden Fall, ich sprang in die Höhe — die Uhr im Vorsaal schlug zehn — ich war eingeschlafen, ich hatte geträumt!

Im nächsten Augenblicke hatte ich meinen Mantel umgeschlagen und eilte die Treppe hinunter. Droschken kannte man damals in Berlin noch nicht, einen Wagen kommen zu lassen, hätte mich über die Gebühr

versäumt. Mit raschem Schritt ging ich die Linden hinab, der Schnee knisterte und leuchtete unter meinem Tritt; es war still in der Straße. Vor dem Hause meines Onkels hielten mehrere Wagen, die Kutscher waren von den Sitzen gestiegen, um vor den Wagen auf- und niedergehend, sich mit der Bewegung und mit Plaudern die Kälte und das Warten weniger empfindlich zu machen. Einer von ihnen trug die Livree des königlichen Hauses.

Das Herz schlug mir gegen die Brust. Ich flog die Treppe in die Höhe. Oben sah der alte Diener meines Onkels mich kommen. Er wollte einen Ausruf der Freude thun, ich bedeutete ihn zu schweigen. Vergnügt lächelnd und sich die Hände reibend, nahm er mir den Mantel ab, und öffnete die Thüre, welche nach dem Tanzsaale führte. Aber eben so schnell trat ich zurück, ich wollte nicht gesehen werden, ich wollte sehen, und in den Corridor tretend beschloß ich, durch die Zimmerreihe des Seitenflügels in den Saal zu gehen.

Verwundert sah die Kammerjungfer meiner Tante, wie ich die Schlafstube derselben durchschritt, ohne ihr auch nur einen guten Abend zu bieten. Ich konnte nicht sprechen, ich hatte nur einen Gedanken. An die Stube meiner Tante stieß das Zimmer meiner Cousine,

dann folgte ein Kabinet, das die beiden Damen als Boudoir benützten. Es war als Laube gemalt, wie es damals Mode war, und pflegte bei Festen mit den Pflanzen des Treibhauses geziert und umstellt zu werden. Das war auch jetzt der Fall. Ein starker Duft von Hyacinthen strömte mir entgegen, als ich die Thüre öffnete, und bei dem Schein der mattgeschliffenen chinesischen Lampe, welche von der Decke hernieder hing, sah ich Eugenie.

Die Vorhänge nach dem nächsten Zimmer waren gegen die Gewohnheit nieder gelassen, der Prinz hielt ihre Hand, seine Stellung gegen die Thüre zeigte es, er vertrat ihr den Weg.

In demselben Augenblick war ich an ihrer Seite, in demselben Augenblick umschlangen mich ihre Arme, barg ich sie an meiner Brust. Der Prinz zog sich zurück, die Gräfin d'Altremont stand vor uns. Sie war es gewesen, welche mit geschickter Hand die Vorhänge nach der Seite der Gesellschaftszimmer hatte fallen lassen; ich zweifle, daß der Prinz es wußte, welch' gefällige Freundin er an ihr besaß.

Was nun weiter geschah, was in jener Stunde zwischen mir und Eugenie, zwischen uns und ihrer Mutter vorging, ist mir unvergessen; es gehört in den

Bereich der Erinnerungen, die man nur sich selber zu wiederholen im Stande ist.

Die Gräfin verließ den Ball mit ihrer Tochter. Ich fühlte mich nicht fähig in der Gesellschaft zu erscheinen. Der alte Diener und die Kammerjungfer versprachen mir bis zum anderen Tage zu schweigen. Ich kehrte in mein Hotel zurück, ohne Jemand von meiner Familie gesehen oder gesprochen zu haben; aber ich versicherte mich erst, daß die Gräfin und Eugenie ihre Wohnung erreicht hatten, und daß kein Fremder ihnen gefolgt war.

Noch in derselben Nacht schrieb ich dem Grafen, dessen Adresse ich durch Eugenie erfahren hatte. Am andern Tage, als ich in der Frühe bei meinem Onkel war, und ihm das Vergangene vertraute, erhielt ich durch Eckbert mündliche Nachricht von Eugenie. Es hatte eine sehr heftige Scene zwischen der Mutter und der Tochter gegeben. Die Gräfin hatte mit derselben Berlin verlassen wollen, Eugenie hatte sich dem Vorhaben widersetzt, und fest erklärt, sie werde sich unter den Schutz meines Onkels flüchten, wenn die Gräfin sich von Berlin entfernen, und dem Prinzen noch ferner den Zutritt zu ihrem Hause gestatten werde. Darauf, daß sie dieses thue, solle ich bauen wie auf ihre Liebe

und auf ihre Treue. Mir schreiben oder mich wiedersehen, ehe sie dazu die Zustimmung des Grafen habe, wolle und könne sie nicht. Es sei nöthig, daß ihm der Glaube an sie und an ihre liebevolle Unterwürfigkeit erhalten bleibe. Sie habe ihn gebeten, ihre Prüfungszeit abzukürzen und uns seine Zustimmung zu geben, und sie wisse, er werde uns Beides nicht versagen, er werde auch die Einwilligung ihrer Mutter zu erlangen wissen.

Damit endigt eigentlich der Roman meiner Jugend, aber das Glück meines Lebens begann erst mit der Stunde, in welcher Eugenie die Meine wurde. Heute, nachdem das Schicksal es uns vor einigen Monaten vergönnte, im Kreise einer weitverbreiteten Familie, nach dem Verlaufe eines ganzen Menschenalters, unsern dreißigsten Hochzeitstag zu feiern, weiß ich es aber nicht zu sagen, ob mir die jugendliche Liebesfeier an unserm ersten Hochzeitstage, ob mir der dreißigste Hochzeitstag, den ich an der Seite der geliebten, unwandelbaren Gefährtin meines Lebens feierte, glücklicher gewesen ist.

Lina und Eckbert verheiratheten sich vor uns. Lina ist auch vor uns dahingegangen. Ein tüchtiges, von ihr entstammtes Geschlecht umgiebt den Grafen Eck-

bert, der in Fülle der Gesundheit auf den Familiengütern lebt, und macht dem Namen Ehre, den es trägt. Und Graf Joachim —

Graf Joachim's letzte Lebensjahre verdienen noch ein besonderes Kapitel, daß für jetzt den Schluß der Aufzeichnungen machen soll, welche die liebevolle Neugier meiner Kinder von mir als Weihnachtsgabe für sich forderte.

Zwölftes Kapitel.

Meine Ueberraschungsreise nach Berlin war nur der Vorläufer meiner gänzlichen Uebersiedelung, die schon sechs Wochen danach erfolgte. Noch während des Aufenthalts in meinem ersten Wirkungskreise erhielt ich die Einwilligung des Grafen zu meiner Heirath mit Eugenien, aber es entstand nun die Frage, wo meine Braut bis zu der Hochzeit bleiben sollte, welche der Graf bis zu seiner Rückkehr hinausgesetzt hatte.

Eugenie selbst wünschte die Trennung von ihrer Mutter. Der Graf übernahm es, die Hindernisse zu besiegen, welche diese entgegenstellte, und da sich der Gräfin d'Altremont grade in jenem Zeitpunkte, durch Vermittlung des französischen Gesandten in Berlin,

die Aussicht eröffnete, in den Hofstaat, welcher die Gemahlin des ersten Consuls umgab, eine bedeutende Stelle einzunehmen, bei der es mehr auf einen großen aristokratischen Namen, als auf den Charakter seiner Trägerin ankam, so hatte Graf Joachim es bald nicht mehr nöthig, ihr gegenüber irgend welche Künste aufzubieten. Die Gräfin war offenbar damit zufrieden, der Sorge für ihre Tochter entledigt zu sein, da diese sich ihren Wünschen und Absichten in keiner Weise geneigt erwiesen hatte, und noch ehe das Frühjahr herankam, hatte sie den Tag ihrer Abreise nach Paris schon festgesetzt.

Das Natürlichste wäre jetzt gewesen, wenn Graf Joachim zurückgekehrt wäre, und Eugenie in seine Obhut genommen hätte. Er zeigte sich aber auch dazu nicht geneigt, und lehnte es eben so bestimmt ab, meine Braut dem Schutze meiner Tante, oder dem Schutze einer ihr befreundeten Familie anzuvertrauen. Mit Vorschlägen und Ueberlegungen aller Art gingen die Wochen hin. Die Gräfin d'Altremont wollte ihre Reise nicht verschieben; da erhielten meine Tante und Eugenie gleichzeitig Briefe von dem Grafen, die desselben Inhalts waren.

Nach reiflicher Ueberlegung, hieß es darin, sei er

zu der Ansicht gekommen, daß es für Eugenie gut und nothwendig sein würde, wenn sie das bürgerliche Leben und die Verhältnisse des Bürgerstandes kennen lerne, in welchen sie einzutreten beschlossen habe. Er habe sich daher an die Tochter eines Freundes, an eine ihm und mir gleich befreundete Dame gewendet, und von ihr die Zusage erhalten, daß es sie sehr freuen, ja sie glücklich machen würde, seinem Mündel und meiner Braut irgend einen Dienst leisten zu können. Vom ersten März ab würden in meinem bisherigen Wohnorte ein paar Zimmer im Hause des Rathmanns, und die freundlichste Aufnahme von Seiten seiner vortrefflichen Tochter, Eugenie erwarten, und gegen den Herbst werde er selbst zurückkommen, sein Mündel aus den Händen Elfriedens zu empfangen und in meine Hände zu übergeben.

Niemand von uns Allen hatte diesen Vorschlag erwartet, aber Alle waren damit einverstanden. Mir und Eugenien wurde damit die Möglichkeit eines achttägigen ungehinderten Beisammenseins geboten, mein Onkel und meine Tante waren der Ansicht, daß ein Einblick in enge Verhältnisse meiner Braut ihre künftige Existenz nur angenehmer machen, und sie auf einem heilsamen Umwege von der aristokratischen Sphäre in

die ihr bestimmten Kreise führen würde. Eugenie hatte aus der Erinnerung an ihre Kindheit eine Zuneigung für Elfriede bewahrt, und diese selbst war so glücklich über diesen Beweis des ihr vom Grafen Joachim bewiesenen Vertrauens, so glücklich darüber, ihm sowie mir und meiner Braut einen so wesentlichen Dienst leisten zu können, daß sie ihre Freude lebhafter äußerte, als es sonst ihre Weise war.

Unser Verhältniß stellte sich dadurch wie mit einem Zauberschlage in seiner ganzen, alten Innigkeit her. Ich brachte jede freie Stunde in ihrem Hause zu, wir richteten gemeinsam die Zimmer für meine Braut mit allem nur möglichen Comfort ein, und ich glaube wirklich, die gute Seele erwartete Eugenie mit demselben Entzücken wie ich selbst.

Wir verlebten acht glückliche Tage in dem gastlichen Hause des Rathmanns, und ich verließ meine Braut nach denselben mit der Ueberzeugung, daß sie nirgend besser aufgehoben sei, daß sie sich nirgend zufriedener fühlen würde, als neben Elfriede. Auch sprachen alle ihre Briefe an mich und an den Grafen dies beständig aus, ja ich konnte es mir nicht verbergen, daß der Umgang mit einer so ächt weiblichen und maßvollen Natur, einen wesentlichen und vortheil=

haften Eindruck auf Eugenie machte. Es war durch die männliche Erziehung des Grafen, durch den Widerstand, welchen sie ihrer Mutter hatte entgegensetzen müssen, eine gewisse Herbigkeit und Schroffheit in ihr erzeugt worden, die sich in der ruhigen Umgebung, die sich in Elfriedens Nähe mehr und mehr verlor.

Als ich sie im Sommer einmal besuchte, erschienen mir Beide, Eugenie und Elfriede, noch liebenswürdiger als zuvor, und die Zärtlichkeit, welche sie für einander hegten, hatte etwas sehr Liebliches. Sie theilten die Neigung für mich, die Verehrung für den Grafen, und Eugenie hatte nur den einen Wunsch, daß der Letztere sich entwender in ihrer, oder in Elfrieden's Nähe niederlassen möge, weil sie in beiden Fällen über die Pflege seiner spätern Jahre sich beruhigt fühlen würden.

Gegen den Herbst hin verkündete uns ein Brief des Grafen seine Heimkehr und seinen Vorsatz, fürs Erste in dem von ihm gemietheten Hause seinen Aufenthalt zu nehmen, in welchem auch unsere Trauung vollzogen werden sollte. Er wies eine Summe für die Einrichtung des Hauses an, beauftragte den Rathmann, ihm die nöthige Dienerschaft zu miethen, und Eugenie schrieb mir am Tage nach seiner Rückkehr,

daß er sich sehr zufrieden mit allen von ihr und Elfriede getroffenen Anordnungen gezeigt habe. Sie konnte mir dabei nicht genug schildern, wie vortheilhaft die Reise und der erneute Verkehr mit Menschen auf ihn gewirkt hätten. Er sei zwar noch der Alte, soweit es seinen Eigenwillen und seine augenblicklichen Aufwallungen betreffe, aber sie könne ihn sich jetzt recht vorstellen, wie er in seiner Jugend gewesen sein müsse, und sich kaum noch denken, daß er Jahre lang so einsam in seinem Schlosse gesessen habe, daß er den grünen Serge-Rock getragen und mit dem Panduren und dem Chasseur durch das Land gefahren sei.

Elfriede äußerte sich über ihn ganz in demselben Sinne. Sie mahnte mich an den Tag, an welchem sie den Grafen so bedauert, weil er Hohensteinau verlassen habe, und an dem ich sie mit dem Sprüchwort: à quelque chose malheur est bon! getröstet hatte. Nur daß er seinen Zorn gegen Eckbert, seine Abneigung gegen Lina nicht überwunden hatte, welche auf dem Schlosse ein glückliches Leben führten, betrübte sie, und sie nannte es einen Zug seiner bösen Natur, daß er sich grade in der Nähe des jungen Paares niederlasse, daß er sich an einem Orte ansiedle, an dem Nichts ihn reizen könne, als die Grille, denselben sei-

nem Neffen unheimlich zu machen, der doch grade auf den Verkehr mit diesem Platze angewiesen sei.

Erst am Tage vor unserer Hochzeit sah ich den Grafen wieder. Er zeigte sich wie ein gütiger Vater gegen uns, er hatte Freude an unserem Glücke, und dies Behagen stand ihm sehr wohl an. Wir versuchten es, eine Versöhnung mit Eckbert anzubahnen, aber wir berührten damit die wunde Stelle in dem Herzen des Grafen, und warfen es uns vor, sie angetastet zu haben, während Elfriede seine Unversöhnlichkeit beklagte und tadelte.

Bei unserer Trauung waren nur der Graf, mein Nachfolger, und Elfriede mit ihren Eltern zugegen. Der Graf umarmte Eugenie und mich sehr gerührt, und küßte Elfrieden, die selbst in Thränen schwamm, dankend die Hand. Eine Stunde nach der Trauung reis'ten wir fort. Der Graf und Elfriede begleiteten uns an den Wagen. Aber im Augenblicke der Trennung schien Eugenie es noch einmal in seinem ganzen Umfange zu empfinden, was sie dem Grafen dankte, und wie einsam er zurückblieb. Sie warf sich ihm weinend an die Brust, küßte seine Hände, und rief dann, indem sie Elfriede noch einmal umarmte: Verlaß ihn nicht! er ist allein!

Beide, der Graf und Elfriede wendeten sich ab, und wir fuhren von dannen.

Der Verkehr zwischen Elfrieden und meiner Frau war sehr lebhaft. Wir erfuhren auf diese Weise, daß der Graf sehr zurückgezogen lebe, aber daß er Elfriede oft besuche, daß sie glaube, es gehe ihm in seinem Hause keine Bequemlichkeit ab, daß sie thue, was in ihren Kräften stehe, ihm die Trennung von Eugenien nicht fühlbar werden zu lassen und ihm einigermaßen all das Gute zu vergelten, welches ihr durch seinen Umgang zu Theil werde. Der Graf schrieb selten und meist nur, wenn er uns einen Auftrag zu geben hatte. Er ließ ein paar Male historische und andere wissenschaftliche Werke durch mich kommen, und wir ersahen dann aus Elfriedens Briefen, daß er sie ihr mitgetheilt hatte. Nach Neujahr beauftragte er Eugenie, einige Putzsachen zu kaufen. Elfriedens Geburtstag fiel in diese Zeit.

So entschwanden die Tage, der Hochsommer brach an, Eckbert erwartete Lina's Entbindung, und wir waren sammt und sonders mit Elfriede übereingekommen, daß, wenn ihm ein Sohn geboren werden sollte, man den Zeitpunkt benutzen müsse, den Grafen Joachim mit Eckbert auszusöhnen. Elfriede hatte uns ihren Bei-

stand zugesagt, es fiel uns auf, mit welcher Sicherheit sie auf das Gelingen ihres Planes rechnete, und wir waren alle voller Freude, fühlten uns des Erfolges doppelt gewiß, als die Nachricht bei uns anlangte, Lina sei eines Zwillingspaares von Knaben genesen, und als meine Tante, welche sich bei Lina befand, uns meldete, beide Knaben versprächen ein gutes Gedeihen. Eckbert hatte das augenblicklich dem Grafen Joachim gemeldet, von Tag zu Tag warteten wir auf eine Nachricht von Elfrieden, endlich kam sie, aber der Brief war halb verwirrt und halb verstimmt. Wir konnten nicht recht ersehen, was vorgegangen sein mußte, nur das stand fest, sie hatte Nichts ausgerichtet, und ganz am Ende des Briefes fand sich die Nachricht, daß der Graf in vierzehn Tagen auf einige Wochen verreisen werde, um die Seebäder von Cuxhaven zu gebrauchen.

Elfriede hatte uns einen Besuch zugesagt, nun nahm sie diese Zusage für das Erste wieder zurück, und erbot sich dagegen, uns nach Berlin zu begleiten, wenn wir nach der Taufe in Hohensteinau, bei welcher mein Onkel und wir auch anwesend sein sollten, wieder nach Berlin zurückgehen würden.

In der Mitte des Oktober hielten wir, mein Onkel,

meine Frau und ich, auf dem Wege nach Hohensteinau in R** an, um Elfrieden zu sehen. Graf Joachim wurde erst in einigen Tagen erwartet, Elfriede sollte am nächsten Sonntage uns nach dem Schlosse nachfolgen, um dort der Tauffeierlichkeit beizuwohnen. Wir fanden sie munter und aufgeräumt, sie konnte uns gute Nachricht von dem Grafen geben, vermied es aber, Eugenien die Briefe mitzutheilen, um welche diese sie gebeten hatte.

In dem Schlosse ging es sehr heiter zu. Die Großeltern, die junge Gräfin, und Eugenie, welche selbst Mutter zu werden erwartete, hatten einander viel zu sagen; Eckbert und ich blieben uns selbst überlassen, und er hatte es kein Hehl, daß er die Spannung mit Graf Joachim schwer empfinde, und sie nicht verschmerzen lerne.

Am Sonntag nach der Kirche sollte die Taufe sein. Schon läuteten die Glocken, die ganze Einwohnerschaft der Güter zog auf das Schönste geputzt nach dem Gotteshause, denn Eckbert hatte es gewünscht, daß seine Söhne, die künftigen Gutsherren, in Gegenwart der sämmtlichen Einwohner die Taufe empfangen sollten; da hörten wir plötzlich mitten durch die sonntägliche Stille den Klang eines Posthorns.

Wir eilten an die Fenster; es war eine Estafette. Sie brachte einen Brief des Grafen Joachim an Eckbert. Es war der erste, den er seit ihrem Bruche von ihm erhielt, und ich sah es, wie die Hand ihm zitterte, mit der er das Siegel erbrach.

Im nächsten Augenblicke fiel er seiner Gattin um den Hals, und mit einer Stimme, in welcher wir seine ganze Bewegung und Freude hörten, rief er: Der Onkel kommt! Der Onkel heirathet!

Wir nahmen den Brief, der auf dem Tische lag. Er enthielt Nichts als die Worte: Du lässest heute in der Kirche den Teufel und den alten Adam austreiben aus den beiden Jungen, zu denen ich Dir gratulire, und läßt sie in die Gemeinschaft der Kirche aufnehmen. Aus mir hat ein guter Engel den Teufel des Hochmuths und der Vorurtheile gründlich ausgetrieben, und er hat mich aufgenommen in seine Liebe. Nehmt mich alten Sünder denn auch bei Eurem Feste auf, und wartet mit der Ceremonie bis ich und meine gute Elfriede kommen, Euch die Jungen aus der Taufe zu heben.

In der ersten Aufregung, in der ersten Verwunderung entging uns das Blättchen, das Elfriede für

meine Frau dem Briefe des Grafen beigeschlossen hatte. Es bewegte uns in seiner Einfachheit.

Gestern Abend, schrieb sie, ist der Graf wiedergekommen, acht Tage früher, als er es versprochen. Ich hatte ihn sehr vermißt, er hatte mich auch entbehrt, und als wir uns das eingestanden, hat er mir den Vorschlag gemacht, sein Leben von jetzt an mit ihm zu theilen. Du weißt es, wie sehr ich ihn verehre und liebe. Gönnt mir das Glück für ihn zu leben, gönnt es mir, ihm die Opfer zu vergelten, die er für fremdes Glück gebracht hat, und gönnt es mir zu den Euren gezählt zu werden. Meine Liebe für Euch, hat mich Euch ja ohnehin schon zugesellt.

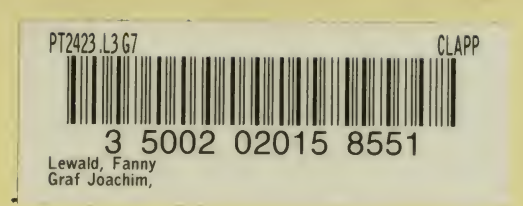
Wie der Graf, wie Elfriede auf dem Schlosse empfangen wurden, wie erfreut die Einsassen waren, als Graf Joachim die Söhne Eckberts aus der Taufe hob, bedarf der Erwähnung nicht.

Der Graf vermählte sich einen Monat nach diesem Tage. Er sah seine Großneffen heranwachsen bis in ihr vierzehntes Jahr, er sah noch die übrigen Kinder seines Neffen auf seinen Knieen spielen. Abwechselnd in Hohensteinau und in dem Hause in der Stadt lebend, erreichte er das vierundsiebzigste Lebensjahr in unge-

trübter Frische des Geistes. Elfriede fand ihr Glück an seiner Seite. Sie lebt noch jetzt, eine liebenswürdige Matrone, in dem Hause, welches sie einst für den Grafen eingerichtet hat, und wenn diese Blätter ihr vor Augen kommen, wie ich wünsche, werden sie auch ihr eine freundliche Erinnerung an ihren alten Freund den „Doktor" werden.

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.

Date Due


PT2423.L3G7
CLAPP
3 5002 02015 8551
Lewald, Fanny
Graf Joachim,

